



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

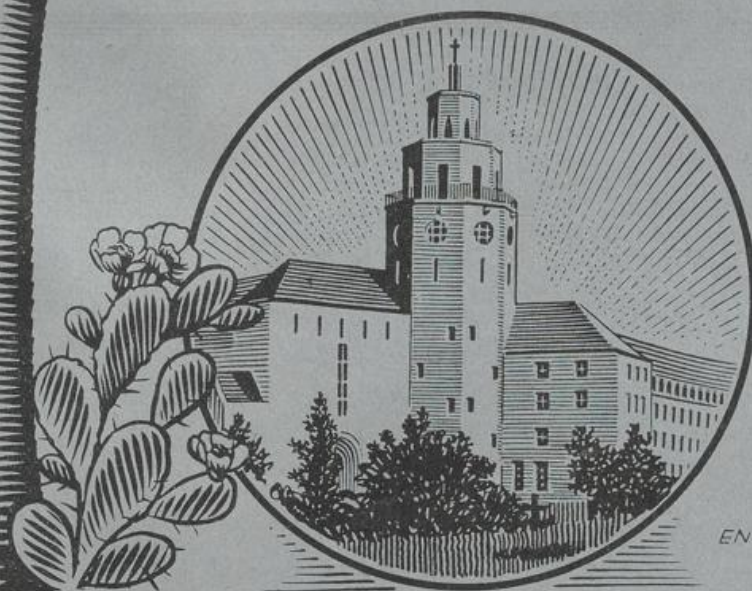
Vergißeinnicht 1931

3 (1931)



Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



R.
ENGELHARDT

Nummer 3

März 1931

49. Jahrgang

Inhalt des Märzheftes:

Gottgegeben! Von Else Budnowski	65	Engelsgruß	75
St. Joseph, der große Schweiger. V. P. Dom. Sauerland, RMM.	66	Der Sohn. Von F. Schröngamer	76
Zu Ehren des hl. Joseph	67	Heimdal, Passau-Haidenhof	76
Achtung! Hier Berufsberatungs- stelle!	70	Missionspost. Von P. Solanus Pe- teref, RMM.	83
Unsere neue Mission Bulawayo	72	Allerlei Vegetarisches aus Südafrika. Von einem Mariannh. Bruder	84
Antichristliche Propaganda der Kom- munisten in Südafrika (J. C. U.)	74	Im Banne der Ngil. Von Hermann Skolaster.	87

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 8
Postfachkonto Nürnberg 194
für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postfachkonto Köln 1852
für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postfachamt Breslau 15 623
für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosf., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814
für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (St. Uri)
Postfachkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 5.—
Elß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Der Heiland ruft zur Ernte!

Knaben und Jünglinge

vom 14. Lebensjahre an, welche noch die Gymnasialstudien zu absolvieren haben, sich aber auf den hohen Beruf eines Missionspriesters der Mariannhiller vorbereiten wollen, finden Aufnahme im

Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen, bayr.-Schwaben
Auskunft erteilt der H. P. Direktor des Seminars. Für Schlesien u. Ostpreußen:
Missionshaus v. hl. Herzen Jesu, Langenbielau, Schlesien

Knaben

von 11 Jahren an, welche in die erste Gymnasialklasse eintreten und die Lust und Liebe zum Missionspriesterstand in sich fühlen, wenden sich an
H. P. Direktor des Aloysianums, Lohr am Main,
der jede erbetene Auskunft gibt.

Knaben

welche als Laienbrudermissionar sich dem Werke Gottes widmen wollen, erhalten vom 14. Jahre (Schulentlassung) Aufnahme im
Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (bayr.-Schwaben)
Auskunft erteilt H. P. Rektor des Missionshauses.

Aus Welt und Kirche

Deutschland. Wie das Lokalkomitee des deutschen Katholikentages verlautbaren läßt, besteht die Absicht, die 70. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Nürnberg in der Zeit vom 26.—30. August 1931 abzuhalten.

Das religiöse Bekenntnis der deutschen Volksvertreter. In einer Versammlung der Münchener Katholischen Aktion machte Generalsekretär Dr. Gundhammer folgende Mitteilung: „Deutschland hat unter seinen Bewohnern 64,1% Protestanten, 32,4% Katholiken, 0,9% Juden, 2,6% Dissidenten, Religionslose und Leute, die ihre Religion nicht bekennen; unter seinen Volksvertretern hingegen 36% Protestanten, 23% Katholiken, 1% Juden, 40%, die sich als Dissidenten und religionslos bezeichnen oder ihre Religion nicht bekennen.“ (Unter „Juden“ sind hier offenbar nur jene Volksvertreter verstanden, die sich ausdrücklich zur mosaischen Religion bekennen; die Zahl der Rassejuden ist natürlich größer; diese bezeichnen sich zum größten Teil wohl als Dissidenten oder Religionslose.)

Für den neuen deutschen Reichstag ergibt sich auf Grund der von den einzelnen Abgeordneten gemachten persönl. Angaben folgende Gesamtübersicht: Sozialdemokraten (143 Abgeordnete): 7 Katholiken, 10 Evangelische, 2 Juden, 6 Freireligiöse, 6 „Religionslose“; 28 „Konfessionslose“, 55 „Dissidenten“; Nationalsozialisten (107): 27 Katholiken, 75 Evangelische, 1 „Freireligiöser“, 1 „Konfessionsloser“; Kommunisten (77): 10 „Religionslose“, 9 „Konfessionslose“, 43 „Dissidenten“; Zentrum (68): 68 Katholiken; Deutschnationale (41): 5 Katholiken, 36 Evangelische; Deutsche Volkspartei (30): 1 Katholik, 27 Evangelische; Wirtschaftspartei (23): 7 Katholiken, 13 Evangelische; Deutsches Landvolk (22): 2 Katholiken, 20 Evangelische; Christlich-sozialer Volksdienst und konservative Volkspartei (21): 21 Evangelische; Bayerische Volkspartei (19): 19 Katholiken; Deutsche Staatspartei (14): 12 Evangelische; Deutsche Bauernpartei (6): 6 Katholiken; Volksnationale Vereinigung (6): 1 Katholik, 5 Evangelische.

Von den 575 deutschen Reichstagsabgeordneten sind also 143 katholisch, 219 evangelisch, 2 mosaisch und 7 freireligiös. Die Angabe der Religionszugehörigkeit verweigerten 29 Sozialdemokraten, 3 Nationalsozialisten, 15 Kommunisten, 2 deutsche Volksparteiler, 3 Wirtschaftsparteiler. Die übrigen bezeichneten sich

als „Dissidenten“, „Konfessionslose“ und „Religionslose“.

Die zahlenmäßige Macht der Bolschewisten in Europa wurde von Univ.-Prof. Dr. Karl von Englisch auf Grund amtlicher sowjetrussischer Quellen in der Wiener „Reichspost“ dargestellt. Die Gesamtzahl der organisierten Kommunisten in Europa beläuft sich danach auf rund 7 475 000, davon 1 300 000 in Rußland, 1 100 000 in Frankreich, 3 300 000 in Deutschland, 110 000 in der Tschechoslowakei, 60 000 in Jugoslawien, je 25 000 in Italien und Ungarn, 17 000 in Polen und ungefähr 8000 in Österreich. Neben der Partei wurde im Laufe der letzten 8 Jahre eine Reihe besonderer Kampf-Internationalen ins Leben gerufen, deren bedeutendste sind: die Internationale der Kooperativen, die Internationale der Roten Hilfe, eine Internationale der Intellektuellen (die sog. „Freunde Sowjetrußlands“), eine Internationale des Arbeitersports und die Grüne Bauerninternationale (Krestintern).

In der von Moskau direkt abhängigen Roten Kooperativen-Internationale sind bereits 16 953 000 Kommunisten gegenüber 13 494 000 sozialdemokrat. Parteimitgliedern organisiert. Als eigentlicher Angriffstrupp des Bolschewismus hat die Rote Armee zu gelten, für die annähernd 12 Millionen Ausgebildete bereitstehen. Der jährliche Präsenzstand beläuft sich auf 562 000 Mann in den sog. Kaders, die den Grundstock der Armee bilden; ferner werden jährlich 1 200 000 Mann einberufen, von denen 900 000 neu geschult werden. Dazu kommen die Polizeitruppen der D. S. P. U. mit etwa 250 000 Mann. Eine 30%ige Erhöhung des Standes dieser verschiedenen Soldatenklassen ist beschlossen.

Für die Gaskriegsausbildung sind bisher 2 950 000 Mann herangezogen worden; geplant ist ein Stand von 16 Millionen. Die Studierenden der Universitäten und Mittelschulen werden im Rahmen der Studienordnung zur militärischen Ausbildung herangezogen. Sie brauchen nicht mehr zu den einzelnen Regimentern einrücken. Zur Sicherstellung der industriellen Mobilisierung im Kriegsfall wurde eine „militärische Produktionspflicht der Fabrikarbeiter“ in den Betrieben der chemischen Industrie und der Metallverarbeitung eingeführt.

Die sowjetrussische Luftflotte zählt bereits 1200 Flugzeuge. Die Kriegsindustrie hat ihre Hauptproduktionsstätten in Su-

la, Rowrowst, Iljew, Brianst, Podolst und Rastiapino.

Der Heroismus katholischer Priester im Urteil einer liberalen Londoner Zeitschrift. Der „Osservatore Romano“ druckt einen Aufsatz der weitverbreiteten liberalen englischen Zeitschrift „John Bull“ ab, in dem es u. a. heißt:

„Es gibt auch heute noch Heilige. Es sind dies die schweigenden Helden der römisch-katholischen Kirche, die auf alles verzichten und ein Leben der Armut und des demütigen Opfers führen in den Elendsvierteln unserer großen Städte. Männer wie der Dekan King, P. Hingley, P. Reardon erwecken die Bewunderung und die Liebe von Katholiken und Protestanten. Und das ist sehr natürlich, weil diese Priester, die in East End (den östlichen Vororten) Londons arbeiten, das Siegel einer außergewöhnlichen geistlichen Schönheit in ihren aszetischen Zügen tragen. . .

Ein Besuch von einem Pfarrhof von East End ist wie eine Offenbarung. Ein Tisch, ein paar Sessel, einige wenige theologische Bücher sind alles, was ein solcher Pfarrer besitzt. Für ihre Person sind diese Pfarrer außerordentlich armlich, weil sie ihre mageren Einkünfte nicht für sich, sondern für ihr Volk verwenden. Einige kümmern sich so wenig um ihre eigenen materiellen Bedürfnisse, daß sie, ohne es zu wissen, an Unterernährung zugrunde gehen.

Da ist z. B. einer dieser Priester von East End, der seit 15 Jahren seine ärmliche Pfarre nicht mehr verlassen hat. Er gestattet sich nicht einmal ein Minimum an Bequemlichkeit und hat sogar das Rauchen aufgegeben, um zur Linderung der furchtbaren Not, die ihn umgibt, mehr Geldspenden aufbringen zu können. Vor kurzem verkaufte er die einzige Bequemlichkeit, die ihm noch geblieben war, seinen Fautuil, um Nahrungsmittel für eine arme hungernde Familie kaufen zu können. Während des Winters verschenkte er seinen Ofen, weil es Frauen und Kinder gibt, die leben müssen, ohne daß ein Ofen ihnen Wärme spendet. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht steht er zur Verfügung für alle jene, die seiner Hilfe bedürfen. Er achtet nicht darauf, ob es sich um Katholiken, Protestanten, Juden oder Ungläubige handelt.

Viele Frauen, ledige Mütter, verheiratete Frauen, die Furcht vor ihren brutalen Männern haben, klopfen an seine Pforte und verlangen von ihm Rat und Hilfe. Niemals kommen sie vergeblich. Wie viel unglückliche Seelen wurden

durch ihn schon davor bewahrt, den Tod in den Wellen der Themse zu suchen!“

Die größte Christenmordelei der Geschichte. Die Christenverfolgungen in Rußland, die wir heute erleben, haben an Grausamkeit und Umfang jene der römischen Kaiserzeit übertroffen, aber sie dürften durch die furchtbare Abschachtung eines Kulturvolkes durch die Türken in den Schatten gestellt worden sein. Was weiß heute der Deutsche von den Schreckensvorgängen des Jahres 1915, von jenen grausigen Ereignissen in Armenien, die den Atem anhalten lassen und in ihren Schrecklichkeiten ihresgleichen nicht haben in den Blutgreueln vergangener Jahrtausende.

Das deutsche Volk ist auch hier über die Vorgänge auf den Fronten des Weltkrieges in Unwissenheit gelassen worden, aus übertriebenen Rücksichten auf den Verbündeten. Die öffentliche Meinung Deutschlands wurde ja während des ganzen Krieges von dem besonderen Freunde Ludendorffs, dem Obersten Nicolai, gemacht. Der Presse wurde aufgetragen, über die Armeniergreuel hinwegzugehen, da diese „innere türkische Verwaltungsangelegenheit“ (so in der Pressekonferenz vom 7. Okt. 1915) unsere freundschaftlichen Beziehungen zur Türkei nicht gefährden dürfe.

Den obigen furchtbaren Ausspruch über die Lösung der armenischen Frage hat ein Minister unter Abdul Hamid getan. Am 31. August 1915 konnte bereits der Innenminister der Türkei Salsaat dem deutschen Botschafter erklären: „Die armenische Frage besteht nicht mehr!“ . . . An den Wänden des Ararat gellte in den Sommertagen des Jahres 1915 der millionenfältige Schrei eines sterbenden Volkes wider, froh der Pesthauch ungezählter Tausende verwesender Menschenleiber.

Im Juni 1915 gab Salsaat den Zivilbehörden die Anweisung, die „Deportation“ der Armenier nach Mesopotamien zu beginnen. Man verstand, was damit bezweckt war. Allgemein wurden die Städte und Dörfer umzingelt und die Menschen fortgeschleppt. Ungezählte Tausende sind zu Tode gepeinigt worden. In Trapezunt wurden die Männer auf Schiffe geladen, die dann nach einigen Stunden leer zurückkehrten. Die Deportierten aus den Wilajets Trapezunt und Erzerum wurden durch das Euphratal getrieben bis in die Remachschlucht. Diese ist ein besonders tiefer, steil abfallender Einschnitt ins Gebirge, wo sich das Wasser zu Stromschnellen verwandelt. Was

Vergißmich



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 3

März

49. Jahrgang



Gottesgeben

Dein Ruf allein erfüllte mich mit Wonnen.
So wartet Winterland auf Märzenstürme
Ich schaute jubelnd Deiner Zinnen Türme
Und stieg hinab in Deine tiefsten Brunnen.

Und war nicht mehr als eine Knospenblüte
Im Dunkel noch und warm und weich umfassen.
Nun ist mir erst ein Ahnen aufgegangen
Von Deiner Bindung wunderbarer Güte

Und lautlos sinke ich in Dich hinein,
So wie ein Stein hin auf des Stromes Grunde,
Der tief und tiefer sich im Sand verscharrt —

Und über meines Lebens schwaches Sein
Spült Deiner Gnade sonnenlichte Stunde,
Durch die ich Dir erst ganz gegeben ward.

Else Budnowski



St. Joseph, der große Schweiger

Von P. Dom. Sauerland, RMM.

Wir leben in einer Zeit der ausgesprochensten Redesucht. Zu keiner Zeit im Verlauf neuerer Geschichtsepochen ist über die Menschheit ein solcher Schwall von Reden hineingebrochen wie gerade nach dem Kriege. Was da zu Recht oder Unrecht an sog. Problemen in Politik, Gesellschaft, Wissen aufgerollt und zerredet wurde und wird, ist von einem solchen gießbachartigen und regenschauermäßigen Ausmaße, daß man seinen eigenen Gedanken kaum nachzuhängen vermag. Das prasselt herab in Ansprachen, Erklärungen, Ausführungen, Vorträgen, Äußerungen, in Programmreden, Manifestationen, Resolutionen, Demonstrationenreden, Wahlreden, Reklamegeschrei und Sensationslärm, das rauscht im Blätterwalde der tonangebenden Presse, das tobt sich aus in Parlamenten, Kongressen, Versammlungen, Vereinen, Zirkeln und Stammtischen, das schreit von Kathedern und dröhnt von Megaphonen und fracht und pfeift durch Radio in die fernsten Schlupfwinkel der Menschen, daß man sich verzweifelt auf eine Insel der Seligen wünscht, vergebens „Ferien vom ich“ zu nehmen sucht und mit Schiller jammert, daß es wohl auf der ganzen Erde für fünf Glückliche keinen Raum mehr gibt. Muß wohl schon in der Öffentlichkeit geredet werden, muß man wohl der Gewalt der Sprache ihre berechnete Stellung einräumen, da die Beredsamkeit die vornehmste Stelle unter den Künsten einnimmt, so ginge es noch an. Und könnte man doch diejenigen Redepulttrompeter und Mundathleten zum Schweigen bringen, die trotz des lauten Schalles ihres Sprechorgans der Menschheit doch nichts zu sagen vermögen, dann könnte man noch zufrieden sein. Es ist aber nun einmal das Bestreben einer gewissen Menschheit, etwas zu gelten, zu reden, sich selber gern reden zu hören, von sich reden zu machen und im Besitze der ersten Plätze dem Kult des heiligen Ich, dem sacro Egoismo, zu opfern. Alles wird und muß in die Öffentlichkeit gezogen werden, muß „besprochen“ werden, muß dazu „beachtet“ werden, muß „erörtert“ werden. Heroisches und Niedriges! Seien es echte Taten, die wirklich große Worte verdienen, Ausstrahlungen des Wissens und der Tugend, des Wertes und der Kräfte, sei es pharisäische Scheingröße im Tugendleben, Gesellschaftsleben, Staatsleben, sei es, und das bei weitem mehr, das Huldigen vor dem Sündhaften und Lasterhaften, das Breittreten der Verbrechen und des Perversen. Was muß nicht alles gefeiert werden, wirkliche Größen und Scheingrößen, die bei näherer Beleuchtung sich als bluff erweisen oder wenigstens als außerordentlich klein, ja oft noch erschreckende Schwächen aufweisen.

Und all diesem Saumel gegenüber steht das große, heilige Schweigen; die große, stille Pflichterfüllung des wahrhaft großen Nährvaters Jesu, des heiligen Joseph, als bewußter Gegensatz von der hl. Kirche der

Zu Ehren des hl. Joseph / Kölner Messe-Sequenz 1498



Hans v. Kulmbach

Hansstaengel, München

St. Joseph

Christ, der Seele Bräutigame
So verborgen zu uns kame,
Daß die Welt es nicht gewahrt.
Wollt vom Weib geboren werden
Als er stieg auf diese Erden,
Nicht gezeugt von einem Mann.

Joseph wußt nichts von dem Plane
Und erschraß im falschen Wahne,
Als die Jungfrau Mutter ward.
Doch im Schlaf wird er belehret,
Daß das Leid so ihn beschweret
Werk des Heil'gen Geistes sei.

Der Gerechte nun zufrieden
Glaubet was ihm ist beschieden
Freudig und gehorchet gern.
Seine Braut hält er in Ehren
Und dem Bösen tät er wehren,
Übt Geduld in aller Not.

Wie wir in den Schriften lesen
Hielt sein Herz er frei vom Bösen,
Lebt in heil'ger Unschuld rein,
Ob der Sorge um den Knaben
Den er durfte um sich haben,
Dem er durfte Vater sein.

Großes Lob dem Mann gebühret
Der ein solches Leben führet
Voll Verdienst und wunderbar.
Jesus ist ihm untergeben,
Mit ihm gehet er durch's Leben
Wie ein Vater mit dem Kind.

Joseph, du der Jungfrau Schirmherr
Rettetest Jesum vorm Verfolger,
Treuester der Menschen du.
Niemals warest du verdrossen,
Nie ein böses Wort entlossen
Ist dem keuschen, reinen Mund.

Glücklichstes Familienleben
Wo der Tugend höchstes Streben
Uns zum Vorbild ward gegeben
Und zu unsrer Richtschnur wird.
Der Gehorsam sie umschlinget,
Gotteslob gen Himmel dringet,
Joseph und Maria bringet
Ihre Lieb' dem Heiland dar.

Joseph strahlt am Gottesthrone
Auf dem Haupt die Ehrenkrone
Ihm geschenkt vom Pflegeohne
Glänzt er in der Sel'gen Schar.
Bitte du, der stets ihn pflegte
Mit der Mutter, die ihn hegte,
Daß dem armen Volk er brächte
Himmels Glück und Seligkeit.

(frei nach dem latein. Text von P. Dom.)

Menschheit zum Vorbild dargestellt neben der im Sonnenglanze höchster Gnaden thronenden Gnadenmittlerin, der Gottesmutter, die uns das Heil geboren.

Er steht er vor uns im Glanze wahrer Würde, im Glanze seiner Tugenden, groß als Mensch und Mann und groß in seiner Rolle als der große Schweiger.

Nach der Stellung, die ihm Gott gewiesen, muß er ein hervorragend großer Mensch gewesen sein. Uns ist er bekannt als ein verarmter Adelsproß, der sich von seiner Hände Arbeit nährte. Ein Edelmann von Charakter, rein, gerecht und tugendhaft. Kein Wort hat er von sich uns überliefert, aber auch nichts nachteiliges haben die von ihm geredet, die seinen göttlichen Pflegling schmähten und bedrohten. In schwersten politischen Zeiten und sozialer Not, der Feind herrschte im Lande, Parteikämpfe tobten, die Priesterschaft und Führerschaft versagte, erfüllte er in loyaler Weise seine bürgerlichen Pflichten und kein Wort des Tadel, des Unmutes, des Auslehns hören wir aus seinem Munde. Er schweigt. Er hadert nicht mit Gott in allen seinen schweren und schwersten Prüfungen und fromm und anspruchslos dient er seiner Religion, deren Hüter ihm oft zum Anstoß gereichen mußten. Kein Wort sog. berechtigter Kritik. Er kannte seine Bestimmung, seine Aufgabe, die ihm von Gottes Vorsehung gewiesen und führte sie durch, schweigsam, voll hohen Mutes, Unverdroßheit, Entschlossenheit, stets opferbereit. Er bemängelt nicht, klagt und murren nicht, auch als er arbeitslos und brotlos wurde. Er protestiert nicht, als er Heim und Haus und Herd und Hof verlassen mußte, als er Geschäft und Existenz vernichtet sah. Er blieb seiner ihm anvertrauten Familie treu und gründete sich nach mühevoller Wanderung im fremden Land unter Opfern, Sorgen, Not und Mühen eine neue Existenz. Und auch diese gab er auf, als der Ruf ihn heimwärts beorderte und er tat es schweigend. Baut wieder auf und wünscht nicht über die kleinen Verhältnisse hinauszuwachsen, die ihm ein kümmerliches Leben bietet. Er sucht nicht die Großstadt auf um sich voranzubringen und seinem Pflegeohne den Weg zu einer glänzenden Laufbahn zu ebnen. Wir hören ihn nicht debattieren, sich nicht beteiligen an den Irrtümern und Bewegungen, die zur Befreiung seines Landes führen sollten.

Und doch lag das Geschick und das Glück seines geknechteten Volkes ihm wie keinem anderen am Herzen. Wußte er doch, daß in seinem stillen Kreise der heranreife, der das Volk Israel und die ganze Menschheit dereinst durch eine unerhörte, wahrhafte Gottesstat erlösen sollte, zwar nicht von den kurzzeitigen Fesseln eines Usurpators im engeren Vaterlande, nicht von dem Imperialismus der weltbeherrschenden Röma, sondern von den Sklavenketten der Sünde, die allein den Weg zum Paradiese verbaut. So erkennt er seine Rolle als des schweigenden Mitarbeiters einer kommenden großen Zeit. Er spricht nichts, er arbeitet. Er



Nazareth: Verkündigungskirche
 Mittelschiff, Chor und Hochaltar, unter dem sich die Krypta befindet,
 zu der 15 Stufen aus weißem Marmor hinabführen

lebt seinem Berufe, seiner Familie. Er widmet sich seiner Erziehungsaufgabe und prahlt nicht mit seinem Schatze, den er an seinem Herzen bergen darf, dem Gottessohne. Sein Gottesglaube ist die Wurzel aus denen er seine Zufriedenheit zog, ist die Quelle, aus der er immer neuen Lebensmut und Kraft gewann. Er lebte für Gott und dessen Werk und kannte keine Bedenken. Sein fester Wille stellte sich bereitwillig Gott zur Verfügung. Alle Lasten und Mühen hat er wortlos des Jesusknauben wegen auf sich geladen, hat Jesus an die Grenze des Jünglingsalters geführt, ihn dem Mannesalter und seiner Aufgabe entgegenwachsen sehen. Und trat ab von der Bühne des Lebens, still und bescheiden, ohne letztes Wort und Testament. Seine Aufgabe war es ja, Jesus zu verbergen, seine Entwicklung zu verfolgen, ohne sich im Glanze des gewaltigen Geschehens, was da kommen mußte, zu sonnen. So war er Hüter der Heiligkeit der Familie, der Mutter, des Kindes, des christlichen Hauses; so war er der echte, feste Kern jener Zelle, auf der sich Gesellschaft und Staat aufbaut.

So steht er nun als Schutzherr der Kirche, in der er ebenfalls lange geschwiegen, mit Recht als Gegenpol dem lauten Treiben der Welt gegenüber, bewußt gegenüber als der große Schweiger und große Pflicht- und Tatmensch. Nicht umsonst ist er der Vater der Armen, der Patron des werktätigen Volkes geworden, ja immer gewesen. Möge wenigstens den besinnlichen Seelen heutzutage die stille Größe des schweigsamen Heiligen etwas zu sagen haben. Der katholischen Jünglings- und Manneswelt hat er etwas zu sagen. Nicht das laute Treiben und uferlose Gerede bringt Seelenfrieden und Heilung, sondern das Wandern auf der Bahn göttlicher Gebote und deren treuer Befolgung, die Stetigkeit des Tugendwandels und felsenfester Glaube, auch in den verworrensten und verwickelsten politischen und sozialen Verhältnissen und die dadurch gegebene Zufriedenheit mit Stand, Beruf und Schicksal.

Achtung! Hier Berufsberatungsstelle!

Was treiben die Buben im Missionsseminar?

Wer es gerne wissen möchte, den lade ich heute zu einem Rundgang durch das „Alloisianum“ ein.

Es ist noch ganz früh am Morgen. Lautlose Stille in den großen Sälen und langen Gängen. Nur in der trauten Barockkapelle brennt schon lange das Licht. Die ehrwürdigen Brüdern und Schwestern beten bereits einen Teil ihres täglichen Offiziums. Durch den oberen Gang geht eine dunkle Gestalt im langen Salar, der Vater Präfekt. Sein Schlafzimmer liegt zwischen den beiden großen Schlafsälen der Studenten. Jetzt schlägt die Uhr halb 6 Uhr. Da flammt das helle elektrische Licht auf und laut schallt die Glocke durch das ganze Haus: „Brüder, es ist Zeit, vom Schläfe aufzustehen!“ Hei, wie es jetzt lebendig wird zwischen den langen Bettreihen! Da schlupft ein Eifriger schon in Strümpfe und Hose. Ein anderer blinzelt noch verschlafen ins Licht. Aber er besinnt sich nicht lange. Der P. Präfekt steht schon im Schlaßaal und würde sich sicher teilnehmend nach seinem Befinden

erkundigen, stünde er jetzt nicht auf. In den Waschbecken rauscht und braust das frische Wasser und spült den letzten Schlaf aus den Augen. Raun sind 20 Minuten verflossen, da läutet es schon zum zweiten Male. Jetzt sagt der Glockenflang: „Wir wollen hintreten zum Altare Gottes!“ Die Bänke in der Kapelle füllen sich, ein jeder kennt seinen Platz und nun tönt es frisch und froh durch den heiligen Raum: „Herr, öffne meine Lippen, und mein Mund wird Dein Lob verkünden.“

Die Sakristeiglocke schellt. Der P. Direktor und die Präseften treten an die Altäre. In schöner Abwechslung nehmen die Jöglinge am hl. Opfer teil. Unsere trauten deutschen Messgesänge wechseln mit Hochämtern und der sogenannten liturgischen Messe, und jeden Samstag wird zu Ehren unserer himmlischen Schutzherrin der Rosenkranz gebetet. Wenn die Ministranten zum „Domine, non sum dignus“ schellen, dann reiht sich Schar an Schar an der Kommunionbank zur Freude des Priesters. Denn das Studentlein, der künftige Priester und Missionar, bedarf der Kraft des Himmelsbrotes mehr als andere junge Menschenkinder.

Die heilige Stunde ist vorüber. Laut klingt noch von allen Lippen das Weisengebet zum hl. Herzen Jesu, dann geht es in die Studiersäle. Recht praktisch ist es, vor dem Unterricht noch einmal das Tagespensum durchzugehen und Lücken auszubessern. Lange dauert es ja nicht, bis die Glocke zum Frühstück ruft. Und nun lösen sich die Zungen, die seit dem Abendgebet sich nur zum Lobe Gottes öffnen sollten. In schöner Ordnung werden noch die Betten hergerichtet. Hier heißt es: Selbst ist der Mann! Bei gutem Willen und einiger Übung bringen auch die Kleinen dieses Geschäft fast so gut fertig wie die Mutter daheim. Nun wird es Zeit zum Schulschlag. Schnell wird der Mantel angezogen, die schwarzsamte Studentenmütze aufgesetzt und nun steht die ganze muntere Schar in Reih und Glied auf dem Hof zum Abmarsch bereit. Noch einmal mustert der P. Präseft seine Sorgenkinder: Sind die Schuhe auch blitzblank, die Anzüge ordentlich und sauber? Dann nur zu, in Gottes Namen! Der morgendliche Zug zum Gymnasium gehört seit langem zum Stadtbild von Lohr.

Im Aloisianum aber hebt jetzt ein geschäftiges Treiben an. Fleißige Schwesterhände putzen Gänge und Säle und Treppen. Bis die Studenten am Mittag zurückkehren, glänzt das Haus in schönster Sauberkeit. Je näher es gegen Mittag geht, desto lebendiger wird es in der großen Küche. Es ist ja auch wirklich keine Kleinigkeit, diese jungen Helden zu füttern. Nicht umsonst redet das Sprichwort von den allzeit hungrigen Studentenmägen.

Vor dem Mittagessen besuchen die Jöglinge ihren göttlichen Meister im Tabernakel, beten den Angelus und drei Vater unser und Ave Maria für die Wohltäter. Noch einmal so gut schmeckt nun das Mittagsmahl, gewürzt durch eine interessante Lektüre, oder, an Sonn- und Feiertagen, durch heiteres Geplauder.

„Nach dem Essen sollst du steh'n oder tausend Schritte geh'n“, sagt ein kluges Sprichwort. Dieser Rat wird auch im Missionsseminar befolgt. Nach Tisch wird die Arbeit verteilt und Groß und Klein sucht sich für ein Stündchen in Haus und Garten nützlich zu machen. Wer keine Arbeit hat, tummelt sich in fröhlichem Spiel auf dem Hof.

Ja, Spiel und Sport! Das gehört für das junge Geschlecht von heute zum täglichen Brot. Deutschball, Barlauf, Handball, Faustball, Fußball, alles wird mit Begeisterung geübt. Oft ist der Seminarhof der Schauplatz heißer Wettkämpfe zwischen den einzelnen Klassen. Meistens ist das Spiel gerade im schönsten Zug, die Wangen glühen, die Pulse hämmern, da schlägt die Uhr dreimal und unbarmherzig ruft die Glocke zum Studium.

Die eifrigen Spieler und Arbeiter sitzen nun in den Studiersälen hinter Büchern und Heften. Sie geben sich Mühe, hier ebenso ihren Mann zu stellen wie auf dem Spielhof. Doch dauert es nur eine Stunde. Um 4 Uhr wird im Speisesaal eine Stärkung genommen und wieder lockt das freie Spiel auf den Hof hinaus. Von 5 bis halb 7 Uhr legt die Pflicht des Studiums abermals großes Schweigen über das ganze Haus.

Nur in dem Flügel, der die Musikzimmer enthält, geht es ständig aus und ein. Dort gibt der Musiklehrer Unterricht in der Instrumentalmusik. Um halb 7 Uhr ist der Abendtisch bereitet, dann ist wieder längere Erholungszeit. Gegen

Schluß derselben werden in der Schuhkammer des Erdgeschosses die Schuhe gepuht und dann kommt als letzte Übung des Tages das gemeinsame Abendgebet vor dem Allerheiligsten. Mit dem feierlichen Gesang des Salve Regina wird der Tag beschlossen. Noch ein kurzes Hin und Her auf den Gängen und bald ist vollkommene Ruhe im ganzen Haus.

Das ist ein Werktag im Seminarleben, ein anderes Gesicht hat der Sonntag. Nach der Kommunionmesse im Seminar und dem Frühstück besuchen die Zöglinge den Gymnasialgottesdienst in der Stadtpfarrkirche, wo der Religionslehrer seine stets gern gehörten Predigten hält. Der Nachmittag wird mit Spaziergängen und Spielen ausgefüllt. Am Abend sammeln sich alle Bewohner des Hauses zum feierlichen sakramentalen Segen in der Kapelle.

Am Mittwoch Abend halten die Patres des Hauses den Zöglingen eine religiöse Ansprache, und der Samstag Abend ist mit einer Andacht der lieben Gottesmutter geweiht. Reichere Abwechslung bringen die Festtage, besonders das Fest des hl. Aloisius, des Schutzheiligen des Seminars, das Fest Mariä Empfängnis, das Titularfest unserer Marianischen Studentenkongregation, der Namenstag des P. Direktors und ganz besonders die Ausflugsstage, wo wir unter den schneidigen Marschklängen der Blechmusik durch die herrlichen Wälder des Spessarts wandern. Ein Lieblingsplätzchen aller Studenten ist im Sommer unser Privatbad am Main, der sich nur wenige Schritte vom Hause durch das Tal schlängelt.

So verfließen im raschen Lauf die Tage, Monate und Schuljahre, die Ferien verfliegen ja ohnehin schon zu rasch, und noch jeder, der am Ende seiner Gymnasialstudien das Aloisianum verließ, versicherte, das Missionsseminar sei ihm eine zweite Heimat geworden.

Und nun wer glaubt, diese Zeilen seien auch für ihn geschrieben, auch er könne sich im Missionsseminar glücklich fühlen und seinem Beruf entgegenreisen, der schreibe recht bald einen Brief an den

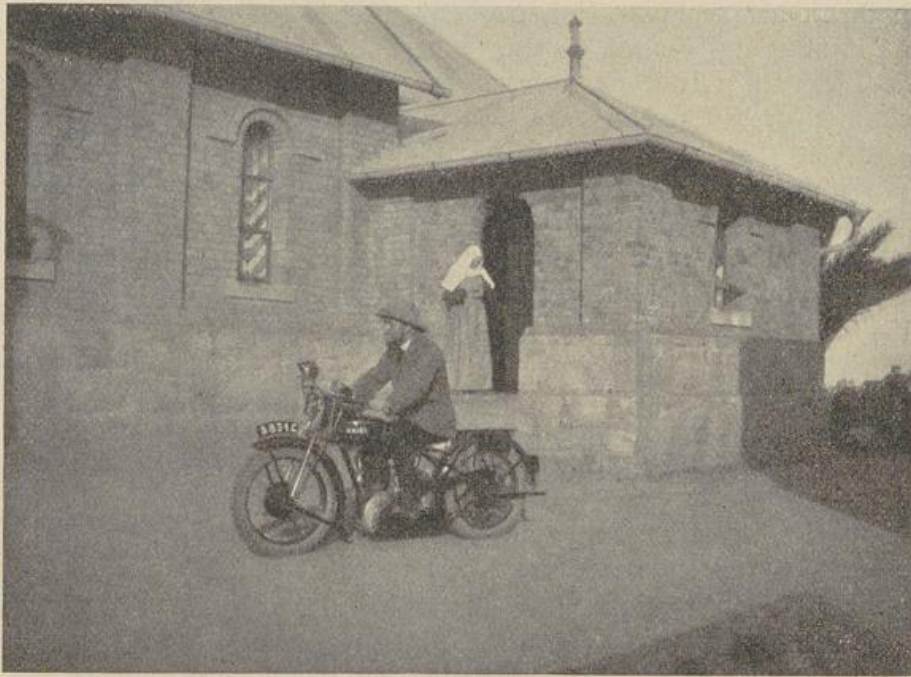
Hochw. P. Direktor des Missionsseminars Aloisianum, Lohr a. M.

Unsere neue Mission Bulawayo (Betschuanaland)

Unter dem 23. Dezember vorigen Jahres wurde das neue Missionsgebiet Bulawayo (siehe Vergiftmeinnicht Jahrgang 1929 S. 228) vom Hl. Stuhl den Missionaren von Mariannhill übertragen mit einem Teil der Apostolischen Präfektur von Salisbury. Dieses neue Missionsgebiet ist ein liebes Weihnachtsgeschenk gewesen, das der große Missionspapst Pius XI. uns Mariannhillern spendete und wir sind gewiß, daß auch unsere Freunde und Förderer sich mit uns freuen. Das liebe Christkind ist ja für alle Menschen gekommen und vor allem auch für die Heidenwelt. Es ist keine leichte Bürde, die das Vertrauen des Hl. Vaters auf die Schultern unserer Missionare gelegt hat. Das neue Gebiet ist ein weites, steiniges Ackerfeld und verlangt viel Sorge, Mühe und Schweiß.

Schon im Jahre 1925 hatten im Auftrage des Apostolischen Delegaten von Südafrika zwei Mariannhiller Patres dieses große Gebiet bereist um Möglichkeiten zu erforschen, wie die Mission dort Eingang finden könnte. Dieses Gebiet steht nämlich seit 60 Jahren unter dem Einflusse der Sendboten der englischen Hochkirche. Ihr Ansehen unter den

Häuptlingen, besonders im Betschuanalande, ist außerordentlich groß und sie dulden kaum andere Missionare. Eine ganze Reihe, auch höhere Schulen, haben diese Missionare bereits gegründet bezw. errichtet und mit eingeborenen Lehrkräften besetzt. Was das Klima betrifft, so ist es nicht ungünstig, wenigstens teilweise, sonst herrscht Dürre und oft große



Hochw. P. Kammerlechner auf seinem Benzinroß in Südafrika

Regenlosigkeit. Malariafieber ist auch keine Seltenheit und fordert wohl Opfer. Löwen und Leoparden sind dortzulande noch keine Seltenheiten geworden und mit ihrer unliebsamen Bekanntschaft darf der Missionar wohl rechnen. Die Mariannhiller Missionare aber vertrauen auf den lieben Heiland, der ihnen jetzt diese Völker anvertrauen will. Er wird sein erbarmendes Herz auch ihnen öffnen und sie an sich ziehen. Die Mission ist sich bewußt, daß sie mit Übernahme dieses ausgedehnten Gebietes, das in seiner Ausdehnung nahezu den größten Teil Deutschlands ausmacht, große Opfer an Gut und Blut wohl bringen muß. Sie weiß aber auch, daß die Missionsfreunde sie nicht verlassen werden und ihr mithelfen durch kleine und kleinste Unterstützung. Insbesondere aber hofft die Mission, daß der göttliche Gnadenruf an manches Jünglings- und Jungmanns Herz dringt und ihn ermuntert seine Kräfte, Wissenschaft und Werkfähigkeit in den Dienst der Mission zu stellen. Gerade gegen Ostern sieht sich mancher Knabe und Jüngling vor Berufsentscheidungen gestellt. Für Missionspriester und Missionsbrüder gibt es keine Ar-

beitslosigkeit. In diesen Berufen herrscht keine Konkurrenz. Zwar werden Fähigkeiten und gewisse Eigenschaften verlangt, die aber ein Charakterfester, Christkatholischer Knabe, Jüngling und Jungmann unter normalen Umständen wohl besitzen kann. Es gilt zwar nicht Geld und Gut nachzujagen, es gilt mehr, es gilt Gottes Reich auf Erden zu mehren, Christliche Kultur und damit Seelenfrieden verlorenen Völkern zu bringen und ihnen den wahren Sinn des Erdenlebens zu erschließen. Mit fester Hoffnung auf Gottes Segen, Gottes Werk ist es ja und festen Vertrauen auf Mitarbeit unserer Freunde, Förderer und Wohltätern beginnt die Mission das neue schwere Werk der Seelenrettung bei den Völkern des Betschuanalandes.

Vielleicht dürften wir gerade den Herzenswunsch eines Betschuana-Missionars, des Hochw. P. Alwanger aus Embakwe den Freunden unserer Mission verraten. Der Hochw. Pater hat bereits sein ausgedehntes Gebiet übernommen und muß große Touren machen zu denen ihm ein altes Fahrrad zur Verfügung steht. Seine Reisen sind nicht ganz ungefährlich, führen sie doch durch Landschaften, wo es noch zahlreiche Löwen und Leoparden gibt. Aus mancherlei Gründen wäre ihm mit einem Motorrad sehr geholfen, zunächst eine größere Zeitersparnis und erhöhte Arbeitsleistung und dann eine verminderte Gefahr durch wilde Tiere, denen ein Motorradfahrer leichter entgehen kann als ein Radfahrer, der mühsam über Berg und Tal sich abplagen muß. Ein Motorrad wäre also ein sehr gutes Werk und Wohltat zugleich. Kleine auch kleinste Beiträge werden am besten an unserer Missionsvertretung, Würzburg, Pleicher Ring 3, angenommen, von wo alles weitere besorgt wird. Für die edlen Geber aber beten Missionare und die dankbaren eingeborenen Christen und Gottes Segen wird nicht ausbleiben. P. Dom.

Antichristliche Propaganda der Kommunisten in Südafrika (S. C. U.)

Im Folgenden eine Zuschrift eines Oblatenpaters aus Südafrika:

An den Schriftleiter der „Umasrika“!

Auf meinem Wege vom Gottesdienst, den ich im Gefängnis am Point und im Staatsgefängnis am letzten Sonntag gehalten hatte, kam ich zufällig in die Nähe von Cartwright Platz, wo die S. C. U. eine Versammlung hielt. Ich gedachte nun einmal da hineinzugehen und diesen „Führern“ der Eingeborenen zuzuhören. Ich konnte nur einen von ihnen hören, doch das war mehr als genug, um mich zu überzeugen, daß solche Leute wie diese äußerst gefährlichen Menschen nur darauf aus sind niederzureißen, nicht aufzubauen. Sie behaupten mit fluchwürdiger Unverschämtheit Dinge von denen sie wissen sollten und wirklich auch wissen, daß sie allesamt gemeine Lügen sind. Was aber das schlimmste von allem ist, sie verspotten und verlästern mit trivialen Ausdrücken alles, was auch selbst dem lauesten unter den Christen heilig ist. Von Begründung und Folgerichtigkeit in diesen Äußerungen ist darin natürlich keine Spur. Der Redner, den ich da hörte (man sagte mir, es sei ein Eingeborener aus Kapstadt), begann mit der Fest-



Albrecht Dürer

Ganfstengel, München

Madonna

Engelsgruß

Was einst der Engel dir vertraute,
Wohl war's, Maria, wunderbar;
Doch auch was er in dir erschaute,
Ein Wunder war es, süß und klar.

Er sah in deinem Innern offen
Der Gnade tiefsten Lebensgrund,
Von keiner Sünde Fluch getroffen,
Und nicht vom Weh der Erde wund.

Kein Makel trübte jenen Spiegel,
Worin der Gottheit Bild sich malt;
Auf deinem Herzen lag das Siegel,
Von dem des Höchsten Name strahlt.

Ein Goldgefäß war dein Gemüte,
Bereitet für der Rose Duft,
Ein Hain in voller Frühlingsblüte,
Aus dem der Liebe Stimme ruft.

Du glichst des Mondes sanftem
[Scheine,
Der von der Sonne nimmt sein Licht;
Du warst die Lilie, die reine,
Vor Gottes heil'gem Angesicht.

So knietest du, Gebenedeite,
Als dich der Hauch des Herrn umweht;
So weilst du an des Sohnes Seite
Noch jetzt versunken im Gebet.

Und wie ein Stern auf ödem Meere,
Des Schiffers irre Pfade lenkt,
So führst du mütterlich, o Hehre
Wer frommen Sinnes dein gedenkt.

Und auch zu uns wohl spricht der
[Engel
Den Himmelsgruß dann klar und süß,
Und führt uns mit dem Lilienstengel
Hin zu der Freude Paradies.

stellung, daß Gott Europa für die Europäer, Indien für die Indianer und Afrika für die Afrikaner geschaffen habe. Was haben also die Europäer und was hat ihre Religion in diesem Lande zu tun?

Um seinen Angriff auf das Christentum durchschlagender zu gestalten, begann dieser Mann dessen verehrungswürdigen Gründer Jesus Christus zu verspotten und zu verlästern. „Was habe ich mit Jesus Christus zu schaffen“, schrie er in die Menge, „was tat er für mich, was tat er für euch? Er war ein Europäer, in Europa geboren und von seinen europäischen Brüdern zum Tode geführt für die Europäer allein. Was kümmert sich Jesus Christus um euch Afrikaner? Ist er jemals nach Afrika gekommen? Und was haben wir mit den Religionsdienern Jesu Christi zu tun? Brechen sie nicht das Gebot ihres Meisters und langen mit ihren Händen in eure Taschen um euer Geld zu nehmen. Wo ist der Religionsdiener, der die Kranken pflegt, wo ist einer, der die Gefangenen besucht, den Armen hilft?“ usw.

Lügen und Fehler auf geographischem, auf ethnologischem und historischem Gebiet, so z. B. schreibt er Jeremias dem Propheten die Worte aus dem Vater unser zu: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.“ All dieses ergoß sich über die Hunderte von eingeborenen Zuhörern mit dogmatischer Bestimmtheit. — Ja, würde nicht Gott dadurch gelästert und der Geist der Eingeborenen vergiftet, so könnte man die ganze Sache als einen Scherz auffassen. Doch leider konnte man fühlen, daß der Redner eine große Zahl der Zuhörer auf diese Weise für sich gewonnen hatte; denn sie antworteten mit wildem Geschrei: „Weg mit den Weißen! Weg mit den christlichen Religionsdienern!“

Da der Geist dieser Führer ein solcher ist, so sage ich, daß es ernste Pflicht eines jeden Christen ob schwarz oder weiß sein muß, mit der I. C. U. aufzuräumen.“

Ihr in Christo ergebener

P. Leo Bouger, O. M. I.

Der Sohn

Von F. Schröngamer-Heimdal, Passau-Haidenhof

Der Söldenwallburg letztes Stündlein war herangekommen. Sie fühlte das wohl und ließ ihren Sohn holen, der bei einem Bauern im Dorfe als Knecht diente.

Mit einem Blick, in dem alle Liebe Milde und Erbarmnis eines Mutterherzens aufblühte, umfing sie den Eintretenden. Denn er war ihr Einziger, an den sie alle ihre Sorge und Mühe eines einsamen, kummerreichen Lebens verschwendet hatte, ein Sohn der Magd, der keinen Vater hatte. . .

Nun aber, in ihrem letzten Stündlein, mußte sie den Schleier des Geheimnisses lüften, der auf ihrem und seinem Leben lag.

Sie hieß den Sohn sich an den Bettrand setzen und nahm seine blutwarmen Knechtshände in ihre welken zittrigen Finger.

„Mein Bub, ich hab' dich holen lassen, denn der Mensch weiß nicht, wann sein letztes Stündlein schlägt. Ich muß dir noch etwas sagen, was ich dir bis jetzt verschwiegen hatte. Du hast wohl schon oft darüber nachgedacht, wer dein Vater gewesen sein mag. Heute sollst du alles erfahren, vielleicht zu deinem Glück. Denn dein Vater lebt noch und weiß nicht einmal, daß du sein Sohn bist. Ich habe das Geheimnis meines Lebens sowohl vor dir wie auch vor ihm gehütet, aber gebetet habe ich lebenslang, Gott möge dich zu deinem Vater führen, daß er dich als Sohn aufnehme, wenn du mich und sonst auch niemand mehr haben wirst auf Erden. . .

Ich will dir sagen, wie es damals zugegangen, daß ich deine Mutter wurde. Ich war Magd auf dem Hartmannshofe, der über den Sonnwald hin liegt, wohl drei Stunden weit von hier. Du wirst ihn leicht erfragen, wenn es an der Zeit ist. Auf diesem Hofe war ein einziger Sohn, der Peter, der jetzige Hartmannshofer. Wir hatten uns lieb und er wollte mich heiraten. Aber seine Eltern duldeten es nicht. Ich war armer Leute Kind. Sie wollten eine reiche, ebenbürtige Bauers-

tochter für ihren Sohn haben. Als ich merkte, wie ich daran war, ging ich, ohne jemand ein Wort zu sagen, von dem Hofe fort und erwarb mir hier mit meinen Spargroschen diese Sölde, damit du wenigstens ein kleines Heimatlein hättest.

Ich schämte mich, deinem Vater zu sagen, wie ich daran war. Unsere Liebe sollte ihm keine Last für sein späteres Leben sein. Weißt, Bub, wenn man einen Menschen so aus ganzem Herzen gern hat, dann ist kein Opfer zu schwer. . . So habe ich diese Sünde allein gebüßt — und du mit mir. Verzeih mir, Bub! Ich will mit reinem Gewissen in das Land reisen, wo alle Not ein Ende hat.



Hochw. P. Urban Staudacher RMM., St. Barbara
Rhodesia-Mission der Mariannhiller

So weiß dein Vater heute noch nicht, daß er einen Sohn hat. Aber er hat mir im Herzen die Treue gehalten, die er mir damals gelobt hatte, und hat nicht geheiratet. Als lediger, einsichtiger Mann bewirtschaftet er seinen Hof, der, so Gott es will, einst d e i n Hof sein wird, mein Bub.

Dein Vater weiß nicht einmal, ob ich noch lebe oder schon gestorben bin. Ich habe mich von ihm nie mehr sehen lassen, obwohl er selber oft nach mir geforscht hat, wie ich wohl erfahren habe. Er hätte mich gewiß nach dem Ableben seiner Eltern geheiratet, gar erst, wenn er gewußt hätte, daß ich dich als Sohn von ihm habe. Aber ich habe das nicht gewollt. Denn ich hätte lebenslang das peinigende Bewußtsein nicht losgebracht, als täte er solches mehr als Pflichtgefühl als aus Liebe, die oft aufbraust wie ein Feuersturm, oft aber auch so rasch verglöst wie ein brennender Strohwißch.

Wenn ich aber einmal nicht mehr bin, liegen die Dinge anders. Dann sollst du deinen Vater haben, damit du nicht ganz allein auf dich selbst gestellt bist und jemand hast, der dir in Treuen zugetan ist wie eben ein Vater. Aber aufdrängen sollst du dich ihm nicht. Du verdingst dich als Knecht auf dem Hartmannshof und überläßt alles Weitere der Fügung Gottes.

Dein Vater wird dich, so hoffe ich, alsbald erkennen und dich als Sohn aufnehmen. Denn du bist ihm ja aus dem Gesicht geschnitten, so groß ist die Ähnlichkeit zwischen dir und ihm.

Und sieh, hier gebe ich dir einen Talisman, auf daß du einen Beweis hast für deine Sohnschaft, wenn es einmal soweit ist. Nimm diesen Ring, den mir dein Vater damals gegeben, als er mir Ehr' und Eh' versprochen, und diese Photographie, auf der wir zusammen abgebildet sind. Verwahre diese Dinge wohl in deinem Kasten und zeige sie deinem Vater erst, wenn die rechte Stunde gekommen.

Nun sei Gott mit dir — und mit deinem Vater!“

Der Mutter Vermächtnis war dem Sohne heilig.

Als sich der Hügel im Heimatfriedhof über der Leidgeprüften wölbte, zog Peter Söldner, der Niemandsohn, durch den Sonnwald hin dem fernen Hartmannshofe zu, um sich dort als Knecht zu verdingen.

Das Leid um die unvergeßliche Mutter und die aufkeimende Liebe zu dem unbekannten Vater vermischte sich seltsam im Herzen des einsamen Wanderers. Dazu gesellte sich das sonnenhafte, ahnungsreiche Wesen des Vorfrühlings, der jedes junge Herz höher schwellen läßt und in seinen Zauber zieht.

„Was wird noch alles werden?“ dachte Peter, als er durch den morgenstillen Sonnwald wanderte und weither von einem Hügel der Hartmannshof im Geslimmer der Frühlingssonne grüßte.

„Gott wird alles zum Guten wenden“, tröstete er sich weiter im Gedenken des Mütterleins, das von diesem Hof her soviel Liebe und Leid in ihr einsames, sorgenreiches Leben getragen.

Als Peter den Hartmannshof herankam, stand ein Dirnlein am Brunnen, lachend und blühend wie der junge Frühlingstag.

„Braucht man hier keinen Knecht?“ fragte Peter nach kurzem Gruß.

„Wohl!“ erwiderte das junge Ding. „Wir suchen einen. Wart' ein Weilchen, ich will's dem Vetter sagen.“

„So, ist der Hartmannshofer dein Vetter?“

„Ja, aber weitschichtig, von der letzten Schüssel der letzte Löffel voll, wie man so sagt.“ Lachend und leichtfüßig entschwand das Dirnlein ins Haus.

„Aha“, dachte Peter in ahnungsvollem Erraten der Zusammenhänge, „dieses Dirnlein hat der Hartmannshofer ins Haus genommen als Vertrauensperson und vielleicht als künftige Hoferbin. Umso mehr will ich mein Geheimnis hüten, um die Hoffnungen des Dirnleins, die sie vielleicht um den Hof hegt, nicht zu enttäuschen. Ich kann ja auch wieder gehen, denn ich habe meine Sölde daheim und meine gesunden Arme. Ich bringe mich überall durch. Ein Erbschleicher ist der Peter Söldner nicht, der Niemandsohn. . .“

Schon kam der Bauer aus dem Hofe.

„Das also ist mein Vater“, dachte Peter und das Herz tat einen gewaltigen Schlag gegen seinen Brustkasten. Er meisterte sich aber und umfaßte die Gestalt des Vaters mit scheuem Blick: ein aufrechter, hartsehniger Mann, in frühem Kummer ergraut, mit unbeweglichen Zügen, wie es schien. Aber die Augen des Alternden leuchteten Milde und Güte. Dies nahm Peter mit besonderem Wohlgefallen wahr.

Im Herschreiten musterte der Hartmannshofer auch den Fremdling. Dann standen sie ebenhoch, gleich an Wuchs und Gestalt, beisammen. Das Dirnlein wunderte sich vom Brunnen her: Die zwei sehen sich aber gleich! Grad wie Vater und Sohn. . .

„Ich suche einen guten Hof“, begründete Peter sein Vorhaben, „einen Hof, wo man auf Ordnung hält. Da ist mir der eure empfohlen worden. Hätt' selber ein kleines Eigen und könnte tausend Plätze haben. . .“

„Hast du Papiere?“

„Wohl. Mein Wanderbüchlein. Hier!“

Der Hartmannshofer nahm es und las, daß Peter Söldner bisher nur eine Dienststelle gehabt habe, auf der er sieben Jahre mit aller Treue und mit allem Fleiße gedient und wie man ihn aus dieser Stelle nur ungern habe scheiden lassen.

Bei dem Namen Söldner durchzuckte den Hartmannshofer ein schmerzliches Erinnern an eine Magd gleichen Namens, die einst auch auf dem Hartmannshofe gedient hatte, und die ihm mehr gewesen als nur eine Magd. . . Aber wie hätte der Bauer ahnen können, daß der Knecht, der vor ihm stand, der Sohn dieser Unvergessenen sei — und er sein Vater?

„Du bist gedungen!“

Mit dem üblichen Handschlag bekräftigten Herr und Knecht den Dienstvertrag.

„Ge Liesel!“ rief der Bauer dann dem Dirnlein am Brunnen. „Führ’ den Peter in seine Kammer. Und dann zeigst du ihm Hof und Ställe, und führst ihn in der Gemarkung herum, damit er Bescheid weiß.“

Und zum neuen Knecht gewendet: „Heut hast noch Feierabend. Schau dir alles genau an, damit du morgen als Großknecht den Dienstleuten richtig vorstehen kannst.“

Liesel, des Hartmannshofers weitschichtiges Bäslein, ließ sich die Einweisung des neuen Großknechtes in seine Obliegenheiten nicht zweimal schaffen.

Sie führte ihn zunächst in seine Kammer und tat seine Siebensachen in seinen Kasten, jedes an seinen Platz. Dabei war sie munter und zutunlich, als wären sie alte Bekannte und längst vertraut. Dieses muntere Wesen des Dirnleins bewirkte, daß sich Peter gleich heimisch fühlte. Seine Gedanken aber weilten immer wieder bei seiner guten Mutter, die voreinst in diesem Hause als Magd gewaltet und Lieb und Leid davongetragen in ihr ferneres Leben. Die Geister der Vergangenheit umschauerten den neuen Knecht, und oft war es ihm, als spüre er Atem und Anhauch der Verewigten. Auf diesen Fliesen war ihr Fuß gewandelt, auf dieser Kante hatte ihre Hand geruht, auf dieser Bank hatte sie beim Spinnrad gegessen, als sie ein Dirnlein war wie die geschäftige, sorglose, muntere Liesel, die ihn schier mütterlich betreute.

Nach Art der harmlosen Landfinder hatte sie zu dem großen, gutmütigen Burschen gleich ein herzliches Vertrauen gefaßt, das nicht unerwidert blieb. Peter sah von Anfang an in der kleinen, klugen Liesel den guten Geist des Hartmannshofes auf dem sonst ein wortfarges, gedrücktes Wesen herrschte.

Der Bauer sprach keine Silbe mehr, als unbedingt nötig war. Seine Züge hatten stets den gleichen, herbverschlossenen Ausdruck. In seinen guten Augen spiegelte sich die Trauer um ein verlorenes Lebensglück, von dem niemand wußte als der Peter, der Großknecht, sein Sohn. . .

Der aber hütete sein Geheimnis und wollte nichts sein als Knecht auf dem Hartmannshofe, wie ihm sein Mütterlein aufgetragen.

Das Bild und den Ring, die er als Vermächtnis und Ausweis für seine Sohnschaft mitbekommen, verwahrte er in einem Schubfach seines Kleiderschranks. Nur abends vor dem Schlafengehen nahm er seine Kleinodien heraus und sprach davor sein Nachtgebet.

Seine Freundschaft mit der klugen, munteren Liesel nahm immer festere Formen an. Die jungen Leute wurden sich von Tag zu Tag mehr zugetan. Eines suchte die Nähe des andern, und keinem war wohl, wenn sie bei der Arbeit nicht beisammen sein konnten.

Dafür entschädigten sie sich an den Nachmittagen der Feiertage, wenn der Bauer ins Dorf ging zur Gemeindefeier und die Dienstboten ihre Heimleute aufsuchten.

Da saßen Peter und Liesel auf der sonnigen Steinbank vor dem Hause und hielten trauliche Zwiesprache. Liesel hatte meist eine Näharbeit vor sich und Peter spielte auf der Mundharmonika die lustig traurigen Heimatweisen, daß der Liesel das Herz im Leibe hüpfte vor Wonne und Weh.

Und einmal ward sie von der Übermacht ihrer Gefühle so sehr überwältigt, daß ihr die hellen Tränen ausbrachen. Sie warf ihre Näharbeit weg und fiel

dem Peter um den Hals, lief weg und ließ sich den ganzen Abend nicht mehr sehen.

Peter aber ging überfelig in seine Kammer, suchte seine Kleinodien aus der Lade und lachte und weinte davor.

So war Ostern herangekommen.

Nach altem Brauch erhielt jeder Hausgenosse zu den sonstigen Festgeschenken ein Duzend rote Eier.

Nun begab es sich, daß der Hartmannshofer nach der Beisendung die Liesel vornahm und zu ihr sprach: „Weil ich mit dem neuen Großknecht, unserm Peter, so zufriedener bin, soll er ein zweites Duzend rote Eier haben. Nimm sie und tu sie ihm in das Schubfach seines Schrankes, aber heimlich, damit es ihm eine Überraschung ist.“

Liesel, der das Feuer der Freude über das gute Gesicht fuhr, vollführte den Auftrag sogleich. Denn Peter war gerade im Stall bei den Rossen. Sie konnte ihm also die Eier ungesehen in die Lade legen.

Liesel wollte es schnellig machen und zog das Schubfach rasch heraus. Da sah sie das Bild und den Goldreif, Peters Kleinodien.

Weil es aber das nämliche Bild war, wie auch der Hartmannshofer eines im Glaschrank in der guten Stube verwahrt hielt, besiel sie eine Schwäche, und sie tat einen hellen Schrei im fräulichen Erraten der Zusammenhänge. Denn die große Ähnlichkeit zwischen Peter, dem Bauern und Peter, dem Knecht, war ihr schon von aller Anfang an aufgefallen.

Jetzt wußte sie gewiß, daß ihr Herzallerliebster der Sohn des Hartmannshofers war.

Und darum die Schwäche und der Schrei aus jubelnder Herznut.

Der Bauer erschrad über den Schrei und stürmte aus der Stube in die Kammer, vermeinend, dem Dirnlein wäre ein Unfall zugestoßen.

Er fand sie aber knieend vor dem Bilde und dem Goldreif, und ihre Zähnen fielen über das Körbchen mit den roten Eiern, die sie Peter in die Schublade seines Kastens legte.

„Was gibt's denn?“ fragte der Bauer barsch, als das Dirnlein tränend, aber wohlbehalten vor dem Schranke des Großknechtes stand.

Wortlos wandte sich Liesel ab und ging, mit leichtem Kopfnicken auf das Bild und den Goldreifweisend.

Nun war der Bauer allein bei den Kleinodien des Knechtes. Er wußte erst nicht, was er von dem seltsamen Funde in der Schublade halten sollte. Wie kam der Großknecht zu dem Bilde, das ihn, den Bauern mit seiner verschollenen Braut vorstellte, und wie zu dem Ringlein, das er voreinst der Annemarie Söldner als Angebind gegeben?

Eine dunkle, dumpfe Ahnung trieb dem Hartmannshofer das Blut zum Kopf. In seine sonst unbewegten Züge kam zuckendes Leben. Schmerzlich starrten seine Augen auf das Bild. Mit zitternden Händen nahm er das Ringlein auf und führte es an die Lippen.

War der Knecht der Annemarie Söldner Sohn? Seiner Braut, weil er Söldner hieß wie sie?

Und woher die große Ähnlichkeit mit Peter, der in Aussehen und Wesen ganz seiner Art war, so, als wäre er sein leiblicher Sohn?

Der Hartmannshofer mußte Gewißheit haben.

Er rief den Knecht in die Kammer.

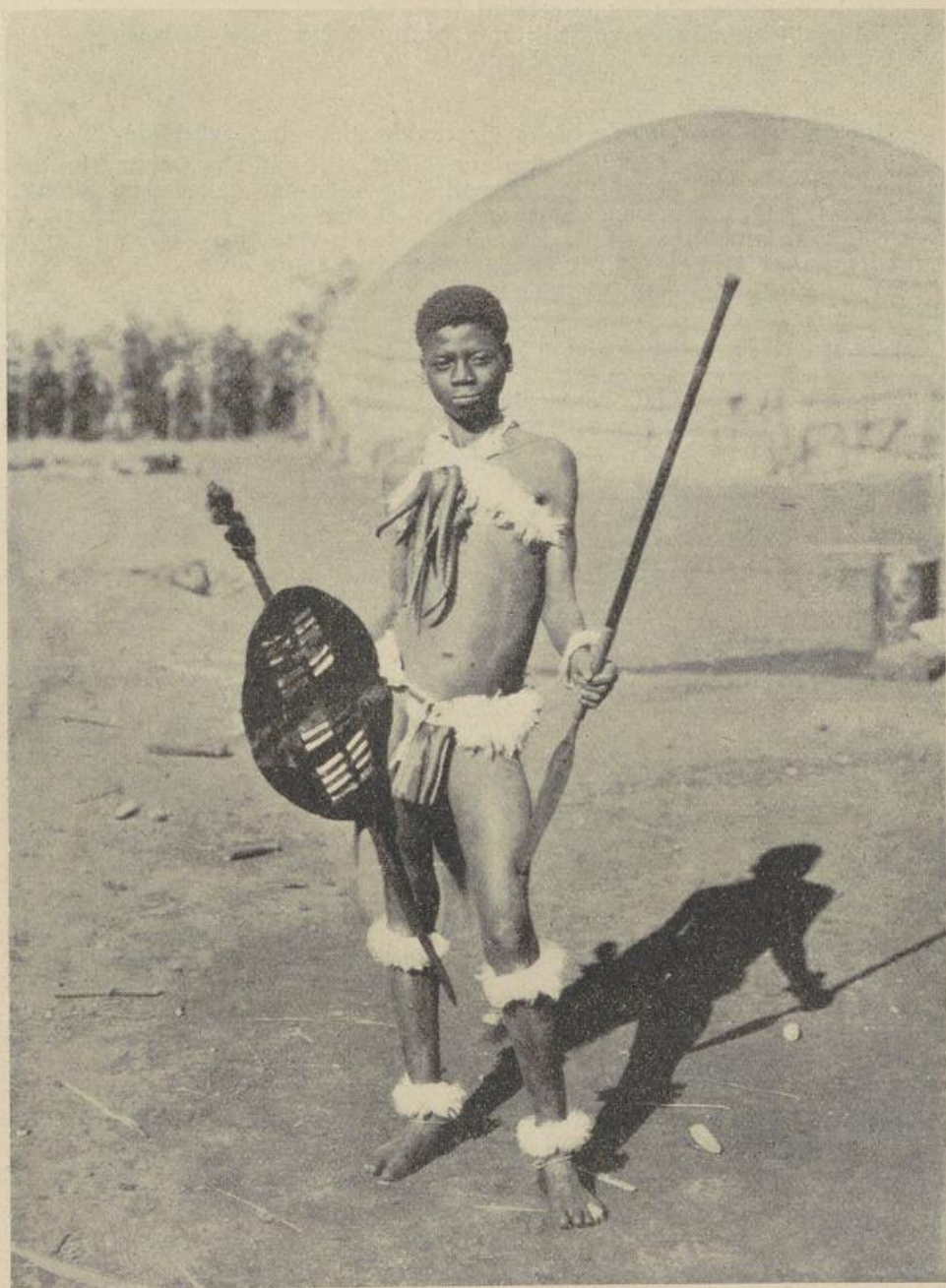
Peter machte große Augen, als er den Bauern vor seiner Schublade mit den wohlgehüteten Kleinodien fand.

Erklärend hob der Bauer an: „Zum Lohn deines Fleißes sollte dir Liesel noch ein Duzend rote Eier in die Lade legen. Es sollte eine Überraschung sein für dich, darum brachte sie die Eier heimlich herauf. Nun fand sie in der Lade dieses Bild, und diesen Ring. Wie kommst du zu diesen Sachen?“

„Es sind die Kleinodien meiner Mutter gottselig, die sie mir auf dem Sterbette mit ins Leben gegeben.“

„Und wie hieß deine Mutter?“

„Annemarie Söldner.“



Zulujüngling in Kriegsbrüstung
Mariannhiller Mission

„Und dein Vater?“

„Ich habe meinen Vater nie gekannt.“

„Hat dir deine Mutter gottselig auch seinen Namen nicht verraten?“

„Ja, aber erst in ihrer letzten Stunde.“

„Und wer ist dieser Vater?“

„Er steht vor mir.“

„Und warum hast du mir dieses Geheimnis nicht eher anvertraut?“

„Auf Geheiß meiner Mutter. Nur ein Zufall, eine göttliche Fügung sollte es an den Tag bringen. Meine Mutter wollte dir nicht zur Last fallen. Auch ich nicht. Und so haben wir beide geschwiegen, bis es von selber offenbar wurde. . .“

Erschütterter sank der rauhe Hartmannshofer in die Knie, zog Peter an sich und stammelte immer wieder: „Mein Sohn, mein Bub, mein Peterle!“

Und dann, in einer stillen Stunde, mußte Peter alles erzählen, was er von seiner Mutter und ihrem kummerreichen Leben wußte.

„Sie war eine Heldin!“ rief der Hartmannshofer. „Und morgen, Peterlein, fahren wir zwei in aller Herrgottsfrühe wallfahren an ein Grab — drei Stunden weit da draußen über dem Sonnwald. Ich muß der Verewigten alles Leid abbitten, das durch mich auf sie gekommen. Und was ich an ihr nicht mehr gutmachen kann, das werde ich dir vergelten, Peterl, mein Bub. . .“

Es war ein großes Wundern unter den Leuten, als am nächsten Morgen der Hartmannshofer mit seinem Großknecht in die Weite fuhr.

Am meisten aber wunderte sich die kluge, kleine Liesel, als ihr der Hartmannshofer nach der Heimkunft von dieser Ausfahrt und in Gegenwart Peters die Eröffnung machte. „Liesel, morgen muß ich wieder ausfahren, nämlich zum Notar in die Stadt. Ich muß ein Testament umstoßen. . .“

„Ein Testament?“

„Jawohl, ein Testament. Ich hatte dich nämlich ohne dein Vorwissen zur Erbin meines Hofes eingesetzt, weil du mein letztes weitschichtiges Bäslein warst. Nun hat sich aber ein Erbe gefunden, dem ich den Hof nicht gut versagen kann. Ist es dir recht, wenn ich diesem Peter da, meinem leiblichen Sohne, den Hof verschreiben lasse?“

„Tausendmal recht ist mir's“, jubelte Liesel, „aber unter einer Bedingung.“

„Nämlich?“

„Das muß ich dem Peterl unter vier Augen sagen, Vetter. Sei so gut und geh ein wenig aus der Stube!“

Der Bauer folgte dem sonderbaren Ansinnen und ließ die beiden allein. Er lugte aber durch das Schlüsselloch und sah ein einziges, wortloses Umhalsen.

Und als er wieder hereinkam, stellten sich Peter und Liesel als Braut und Bräutigam vor und baten um den Segen des hocherfreuten Vaters.

Am nächsten Tage fuhren sie selbdrift zum Notar und machten alles richtig. Es wahrte nicht mehr lange, da waren Peter und Liesel ein glückstrahlendes Paar, das den alternden Vater mit aller Liebe und Sorge umhegte.

Am Lebensglück seines so seltsam gefundenen Sohnes erblühte auch ihm noch eine wärmende Sonne für seinen Lebensabend.

Gar oft sah man die Hartmannshoferischen noch selbdrift durch den Sonnwald fahren an das ferne Grab einer Verewigten, die durch ihr heldenhaftes Entsagen den Grund zu diesem Glücke gelegt hatte.

~~~~~  
Lest den Mariannhiller Missionskalender!

Halte für eure Kinder das reich illustrierte Missionsglöcklein,  
es hält ab vor Schundliteratur

~~~~~


Missionspost

Von P. Solanus Peteref, R. M. M.

Die Gehässigkeit der Heiden

Und deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst“, sagte der göttliche Meister. Dieses Gebot macht dem Schwarzen viele Schwierigkeiten. Die Schwarzen, besonders die Heiden, halten an dem Grundsatz fest: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Versetzt jemand einem Heiden einen Hieb, dann bekommt man nicht etwa zwei, sondern zehn Hiebe zurück.



Palmenprozession in Südafrika, Mariannhill

Unlängst erst, da war ein Biergelage und Tanz in der Nähe unserer Missionsstation. Ich schickte meinen Katecheten hin, damit er über Zucht und Ordnung wache. Der Katechet kam hingeritten, wo der Tanz und der Lärm schon sehr stark war. Die Schwarzen haben bei ihrem Tanz keine Musikkapelle, sondern singen Tanzlieder, schlagen den Takt mit den Stöcken und stampfen mit den Füßen. Der Katechet hatte ein junges Reitpferd, das noch ziemlich störrisch war. Dieses Pferd wurde scheu, es lief unter die Männer hinein und rannte einen Sohn des Chieffs um. Dieser ergriff einen Stock und schlug dem Katecheten über die Schultern. Das sah der Bruder des Katecheten, ein Heide, lief hin und schlug dem königlichen Prinzen ein großes Loch in den Kopf, an welcher Verwundung er nach 8 Tagen starb. Nun aber ging die Gehässigkeit los. Der Heide wurde eingesperrt und die ganzen Kraalbewohner mußten schuldig oder unschuldig binnen 8 Tagen wegziehen aus der Gegend und der Katechet auch, weil sein Bruder die böse Tat verübte. Bevor aber der Wegzug stattfand, zündete irgend jemand zwei Hütten des Nachts an und alles, Hab und Gut und sogar Geld verbrannte. Ich nahm den Katecheten öffentlich in Schutz, denn in der Tat hatte er keine Schuld und er ist ein frommer, gebiegener Christ. Da bekam ich Drohbriefe, daß, wenn ich noch

weiter den Ratcheten in Schutz nehme, ich selbst auf's Korn genommen würde. Und wirklich sind wir in Gefahr, daß man uns die Stallungen, die alle von Holz gebaut und mit Stroh gedeckt sind, eines Nachts anzündet.

Ansicht eines Chiefs über Steuern

Von P. Odo Ripp, R. M. M., Maris Stella

Jede neue Steuervorlage muß als nützlich und dem Gemeinwohl dienend begründet werden. Auch der schwarze Mann will wissen, warum er seine Steuern zahlt. Darum hat hierzulande jeder Magistrat die Aufgabe, den Familienhäuptern eine diesbezügliche Erklärung über neue Steuern abzugeben. Als vor einiger Zeit die Hüttensteuer um 6 Schilling erhöht wurde, hieß es, daß die Regierung dieses Geld dazu verwenden würde, um Schulen für die Eingeborenen zu bauen, wohin dann jeder Familienvater seine Kinder schicken könnte, um vieles Nützliches zu lernen. „Das ist schon gut und recht“, meinte ein gewisser Häuptling, „aber immerhin ist es eine schmerzliche Operation und sieht gerade so aus, als ob man einem Hunde ein Stück Schwanz abschneidet und es ihm zu fressen gibt. So was mundet nicht.“

Wie König Cetshwaho den Engländern Furcht beibringen wollte

Als der Zuluskönig Cetshwaho merkte, daß seine Herrschaft immer mehr von der Macht der Engländer bedroht wurde, plante er einen Einschüchterungsversuch, der den Eroberern einen Begriff von der Macht des Zuluvolkes geben sollte. Er schickte nun eine Gesandtschaft von etlichen Männern an den damaligen Vertreter Englands an Shepstone in Maritzburg. Diese trugen einen Sack voll Hirse-Samen. Als sie vor Shepstone erschienen, huben sie also an: „Wir sind vom König Cetshwaho gesandt, der sagt: Siehe hier einen Sack voll Hirse. Zähle die Körner, wie viel ihrer sind. Wir, das Zuluvolk, sind ebensoviele.“

Shepstone war nicht verlegen um eine Antwort und sagte: „Wirklich, spricht so Cetshwaho zu mir. Nun denn, sehet da eine Ochsenhaut. Er möge das Fell abzählen und sehen, wie viel Haare es hat. Dann saget ihm: Wir Engländer sind eben soviel als die Haare der Ochsenhaut. Damit schließe ich mit dem Bemerken, der Sohn des Mpande ist von Herrscherdünkel berauscht.“ Diese Antwort kühlte den Übermut Cetshwahos, und nach einiger Zeit ergab er sich der Übermacht der Eindringlinge.



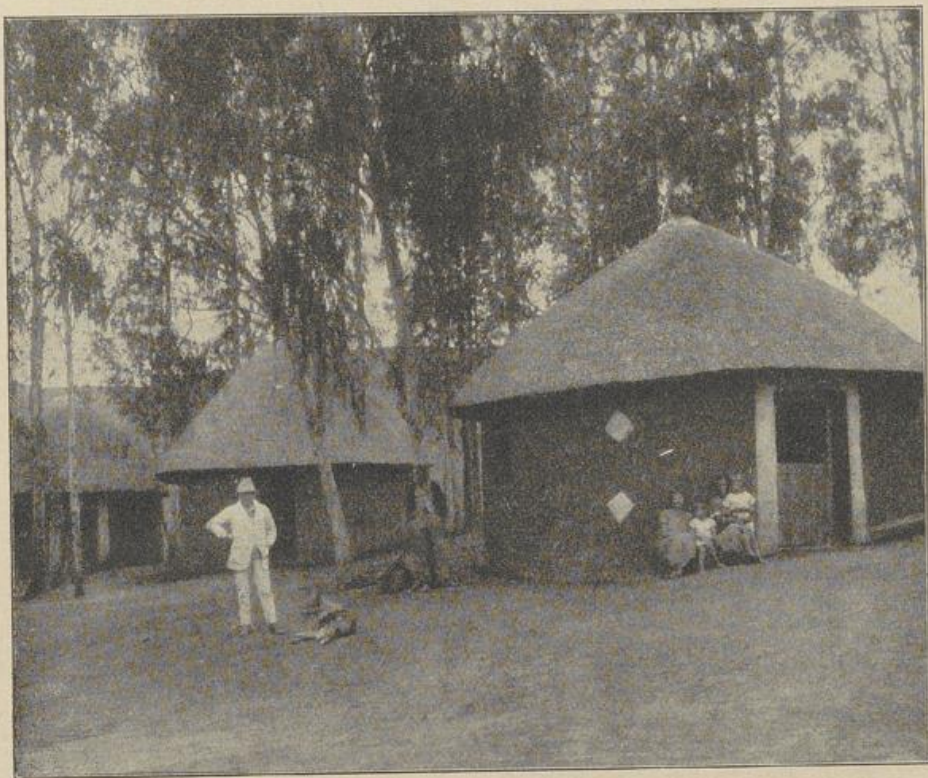
Allerlei Vegetarisches aus Südafrika

Von einem Mariannhiller Missionsbruder

(Fortsetzung)

Rommen wir nun wieder zum Maisbau zurück. Der Weiße sät seinen Mais mit einer doppelreihigen Maschine. Die Reihen kommen in der Regel drei Fuß auseinander und die Pflanzen mit 1–2 Fuß Zwischenraum in der Reihe. Manche eggen, wenn der Mais 6–12 Zoll hoch ist, andere wieder kultivieren mit einem eigens hiezu gebauten Maiskultivator. Zwischen den Reihen muß mit der Haue nachgeholfen werden. Da es in Südafrika oft längere Zeit nicht regnet, so trachten mehr fortschrittliche Farmer darnach, ihre Felder immer locker zu haben. Ist nämlich die Oberfläche 4–6 Zoll tief mit pulverisierter Erde bedeckt, so hält sich die Feuchtigkeit viel länger. Wenn der Mais anfängt, hart zu werden, werden die Stengel abgeschnitten und in Haufen gestellt wie in Europa die Getreide- mandeln. Nachdem die Körner vollständig ausgereift sind, werden die Kolben abgenommen, die Stengel aber geschnitten und als Viehfutter verwendet. Andere Farmer und die Schwarzen lassen den Mais stehen bis er vollkommen trocken ist und sammeln dann die Kolben und die Stengel für das Vieh. Auf diese Weise geht aber viel verloren, denn die Stengel sind dann so hart, daß das Vieh sie nicht mehr fressen kann und auch die meisten von den weichen Blättern verderben. Der Maisbau hat einen sehr großen Feind im Maiswurm (*sejannia fusca*). Das Weib-

hen dieses Insektes legt im Schmetterlingsstadium ihre Eier an die jungen Maisblätter, aus welchen nach kurzer Zeit kleine Maden auskriechen. Diese fressen die Blätter, indem sie sich in die Pflanze einfressen und dabei dieselbe zerstören. Früh gepflanzter Mais fällt diesen Insekten fast gänzlich zum Opfer. Um diese zu verhüten, muß man so spät wie möglich säen, weil dann die Schmetterlingszeit vorüber ist. Es darf aber nicht zu spät gepflanzt werden, da der Mais durch Frost



Eingeborenen-Hütten — Schwarze Kindermädchen von weißen Kindern

leiden kann, bevor er ganz reif ist. Es wird auch dagegen angekämpft, indem einen Maden schädliche Flüssigkeit in die Pflanzenherzen gesprüht wird. Diese Flüssigkeit darf aber nicht zu stark sein, da sie sonst auch die Pflanzen tötet, nicht nur die Maden. Viele tausend Mark gehen jährlich dem Ackerbau, resp. dem einzelnen Farmer durch dieses Insekt verloren.

Noch ein anderer Wurm kann großen Schaden anrichten: es ist der Cutwurm, so genannt, weil er die jungen Maispflänzchen abfrisst, so daß sie daliegen wie abgeschnitten. Sein wissenschaftlicher Name ist *agrotis ypsilon*. Er wird bekämpft, indem die Felder von Unkraut rein gehalten und auch im Winter gepflügt werden. Auch werden grüne Pflanzen mit Gift präpariert und auf den Acker gestreut. Ist sonst kein Unkraut auf dem Felde, so fressen die Würmer diese Pflanzen und gehen zu Grunde. Ein großer Feind des Maisbaues sowie auch aller anderen Feldfrüchte und Gewächse ist die Trockenheit und der Hagel. Während der Monate April, Mai, Juni, Juli, August, September, Oktober ist der Regen sehr spärlich und es ist nicht selten, daß auch während der übrigen Regenmonate eine stark fühlbare Trockenheit eintritt. Hagelschauer sind in Südafrika keine Seltenheit. 1922 hatten wir in Centocow einen Hagel, der nicht nur das Laub von den Bäumen schlug, sondern von jungen Pfirsich- und Pflaumenbäumen auch die Rinde, so daß sie dastanden wie Rochbesen; große Pinienbäume gingen einfach zu Grunde.

Hirse: Hirse (*panicum*) wird hauptsächlich von den Schwarzen gepflanzt; sie verwenden ihn zu ihrem utshwala (Raffernbier). Auch die Weißen bauen den Hirse, um ihn an die Schwarzen zu verkaufen. Das Säen und die übrige Behandlung ist so ziemlich gleich wie beim Mais; der Farmer sät in Reihen, der Schwarze streut einfach den Samen aus. Bei der Ernte werden nur die Fruchtbüschel abgeschnitten und heimgebracht, wo sie dann gelegentlich mit Stöcken ausgedroschen werden. Ein Feind dieser Feldfrucht ist der Brand und die Vögel, besonders wilde Tauben, welche es hier in Menge gibt.

Bohnen: Stellenweise werden in Südafrika viele Bohnen gepflanzt. Auch der Schwarze baut welche; sie sind nämlich eine Lieblingsspeise für ihn. Es gibt Buschbohnen und Stangenbohnen. Die ersteren werden als eine Frucht (das ist allein) gepflanzt, während die andern unter den Mais gesät werden und dann die Stengel desselben als Stütze benützen. In Gemüsegärten werden auch vielfach Bohnen gepflanzt und dann oft grün als Gemüse verwendet. Die Schotten werden gepflückt, wenn sie noch weich sind; sie werden dann geschnitten und als Salat gebraucht. Ein großer Feind der Bohnen ist ein Käfer, der die Blüten frisst. Derselbe tritt zu tausenden auf und man kann sich seiner nur erwehren, indem man zu einer Zeit sät, wo seine Zeit im allgemeinen vorbei ist. Dieses ist entweder sehr früh oder spät in der Jahreszeit. In Centocow ist die beste Zeit Januar und Anfang Februar. Wenn später gepflanzt wird, werden die Bohnen nicht mehr reif, da sie sonst durch den Frost verdorben werden.

Baumwolle: Baumwolle (*gossypium*) wird stellenweise gepflanzt und zwar in der Nähe der Küste, da sie keinen Frost vertragen kann. Die Pflanzen stehen in Reihen wie die Maispflanzen, um das Kultivieren zu ermöglichen. Wenn die Kapseln sich geöffnet haben, werden sie gepflückt und mit einer Maschine werden die Samenkörner von der Wolle befreit. So viel ich weiß, wird alle Baumwolle nach Europa geschickt, um dort verarbeitet zu werden. Der größte Feind der Baumwolle ist der Kapselwurm, ein Wurm, welcher in den Baumwollkapseln lebt und diese ganz oder doch sehr ruiniert.

Kartoffeln: Im Mittelland und im Hochland werden Kartoffeln sehr viel gebaut und zwar so, daß der Preis für dieselben um einige Schillinge herunter sinkt; ein Preis, mit welchem der Sack, die Fracht und die Marktgebühren kaum mehr bezahlt sind. Hier in Südafrika müssen die Saatkartoffeln oft gewechselt werden, da dieselben schnell ausarten. Saatkartoffeln werden vielfach importiert. Im Mittelland und an der Küste wird auch die Süßkartoffel angebaut. Diese ist ganz verschieden von der europäischen. Ihr wissenschaftlicher Name ist *dioscorea fativa*. Sie gehört in die Impomeaarten, wohin auch die europäische Winde gehört. Die Pflanze macht lange Ranken, welche auf dem Boden nach allen Richtungen aus- und durcheinander laufen. Sie ist aber keine eigentliche Schlingpflanze, nur wird das Feld von ihr ganz überwuchert. Die Knollen erreichen eine Größe eines Menschenkopfes und müssen mit der Hacke ausgegraben werden. Sie halten sich nicht lange und werden fast ausschließlich von den Eingeborenen für die Schweine gepflanzt.

Umadumbi: (*Caladium*). Diese Zierpflanze wird hier wegen der Knollen gezogen, welche von den Schwarzen fast dem Fleische gleichgeachtet werden, was schon etwas heißen will. Auch sie werden hauptsächlich nahe der Küste gepflanzt, in höheren Lagen ist es zu kalt für sie. Hier in Centocow wachsen sie noch ganz gut, wohl aber nicht mehr so wie an der Küste. Weiße Farmer pflanzen sie weniger für sich selbst; sie verkaufen sie an Schwarze oder füttern das Vieh damit. Zur Umpflanzung werden kleine Knollen benützt.

Erdnüsse: (*Acharris hypogaea*). Erdnüsse werden stellenweise in großen Mengen angebaut. Es ist eine sonderbare Frucht für einen, der noch nie welche sah. Die Büsche werden ungefähr einen Fuß hoch; an den Stengeln derselben, nahe am Boden, formen sich die Blüten. Wenn diese verblüht sind, neigen sich die Stengel mit den Fruchtknoten bodenwärts und wachsen in denselben hinein. Drinnen im Boden formen sich dann die Nüsse. Diese sind in ganz zartschaligen Hüllen, welche leicht mit den Fingern zerrieben werden können und haben ungefähr die Größe einer kleinen Bohne. Meistens werden sie roh gegessen oder auch zuvor geröstet. Sind große Mengen vorhanden, so wird Öl aus ihnen gepreßt. Die Staude

ist bloß einjährig. Vermehrt wird diese Frucht durch Samen. Sie gedeihen am besten in einem lockeren Boden, da es für die Blütenstengel nicht leicht ist, sich in hartes Erdreich einzugraben. Auch muß die Erde angehäuelt werden, was den Fruchtansatz bedeutend erleichtert. Sie werden von Weißen und Schwarzen gerne gegessen, ganz besonders von Kindern. (Fortsetzung folgt)

Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaster

Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Johnson pochte an der Tür der Kapitänskajüte. Es blieb still. Er pochte stärker. Ein drittes Mal. Endlich . . . „Herein!“ Es klang verschlafen. Williams und Neighbour blieben draußen.

„Ah, Kapitänleutnant, Sie haben mich im Schlaf gestört.“ Raffles saß auf dem Bettrand.

„Verzeihung, Herr Kommandant, es mußte sein. Es hat sich herausgestellt, daß der Kapitän der „Barcelona“ doch ein Pirat ist, ein waschechter Engländer.“

„Donnerwetter!“ Raffles sprang auf. „Können Sie die Idee denn gar nicht mehr los werden?“

„Verzeihung, Herr Kommandant, die Nachricht geht nicht von mir aus. Leutnant Williams . . .“

„Leutnant Williams? schrie der Alte, „was hat der zu sagen?“

Die Tür flog auf. Williams erschien in der Kabine. „Herr Kommandant haben befohlen?“

„Was wollen Sie? Ich habe Sie nicht gerufen!“

„Gestatten, Herr Kommandant, ein Wort zur Erklärung.“ Raffles nickte. Er bedauerte seine Heftigkeit. Mußte doch erst hören, was geschehen war. Johnson berichtete. Williams bestätigte. Neighbour wurde gerufen und wiederholte seine Aussage.

Drei Minuten später dampfte die „Mew“ nach Nord-Nordwest.

Die Ruhe, mit der Barnill das Boot bestieg, war gut gespielt. Nur ein leises Beben der Nasenflügel und sein fahles Gesicht verrieten den Sturm, der in seinem Innern tobte. Das unerwartete Wiedersehen hatte ihn tief erschüttert. Er war durch tausend Gefahren und Abenteuer stumpf geworden. Aber die Erin-

nerung an Heimat und Elternhaus hatte ihre geheimnisvolle Kraft nicht verloren.

Zornig biß er die Zähne aufeinander. Nur keine Rührseligkeit! Für ihn gab es kein Zurück. Er wollte an etwas anderes denken. Er befand sich in neuer Gefahr. Würde sie ihn verschlingen? Hinter ihm starrten Kanonenrohre drohend über das Meer. Jeden Augenblick konnte sich der eherne Mund eines Geschüßes öffnen. Er durfte nicht einmal rückwärts schauen. Es hätte ihn verraten.

Schrecklicher Gedanke, vom eigenen Fleisch und Blut der strafenden Gerechtigkeit ausgeliefert zu werden. Es war ihm Erlösung, als die „Mew“ ihre Fahrt wieder aufnahm. Ein tiefes Aufatmen — sein Bruder hatte ihn nicht verraten.

Jago, der seinen Namen in James, Jakob und Jacques verwandelte, je nachdem man unter englischer, deutscher oder französischer Flagge segelte, ging ans Sprachrohr auf der Kommandobrücke und meldete dem Maschinisten die baldige Abfahrt. Barnill kletterte an der Strickleiter auf Deck. „Mit Vollampf vorwärts!“ rief er seinem Vertrauten zu. Der gab das Kommando weiter. Das Boot, das mit den übrigen Insassen hochgezogen wurde, war kaum über dem Wasserspiegel, als die „Barcelona“ sich in Bewegung setzte.

Barnill begab sich in seine Kajüte. Ein großer Spiegel hing über dem Waschtisch. Er schaute hinein und schüttelte den Kopf. „Man sollte meinen, die eigene Mutter könne mich in diesem Aufzug nicht wieder erkennen. . . . Die Bande des Blutes sind doch stärker als ich dachte. . . .“ Er nahm den Schlapphut ab und entfernte die Binde vom Kopf. Eine lange Narbe leuchtete rot auf. Bis in die Stirn hinein reichte sie. Der enge Rock benahm ihm den Atem. Er riß ihn herunter und warf sich aufs Bett.

Sago erschien unter der Tür, weiterer Befehle gewärtig. Barnill winkte ihn herein.

„Da, öffne den Schrank und gib mir ein Glas Whisky. Erst muß ich mich von dem Schreck erholen.“

„War's denn gar so gefährlich?“

„Wie man's nimmt. Es hätte noch schlimmer sein können.“

„Versteh' ich nicht, versteh' überhaupt nichts mehr. Was ist's denn mit den drei Faß Zwieback, die soeben verstaubt werden? Ein Geschenk . . .“

„Ein Geschenk für den neugierigen Sago“, ergänzte Barnill.

„Ihr seid schlecht aufgelegt, Padrone.“

„Verteufelt schlecht.“ Barnill ergriff das Glas, stürzte den Inhalt hinunter, schüttelte sich und hielt es dem Kumpen wieder hin. „Noch einen, damit ich zu Atem komme.“

„Hol mich der Geier!“ polterte Sago. „Erst dreht Ihr der hohen Seepolizei eine Nase, an der sie sich ihr Lebtag reiben kann, erhaltet dafür eine angemessene Belohnung, kommt heil wieder ins Nest zurück und . . .“

„Halt deinen Schnabel, Sago. Du bist ein Rindvieh.“

„Rindvieh mit Schnabel, das ist ein guter Witz.“

Nun lachte der Kapitän. „Galgenhumor“, sagte er, „weiter nichts.“

„Der Galgen ist hoffentlich noch sehr weit.“

„Wollen den Teufel nicht an die Wand malen. . . Kann alles noch kommen.“

„Se nun, wenn ich mich über alles grämen sollte, was noch kommen kann oder kommen könnte, dann bekäme ich graue Haare trotz meiner jugendlichen fünfunddreißig Jahre. Ich möchte einen Purzelbaum schlagen vor Vergnügen, daß Euch der Spaß so gut geglückt, und Ihr laßt mit Euern Sorgen keine rechte Freude aufkommen.“

Er goß sich einen Whisky ein und trank ihn aus. „Da, Padrone, trinkt auch noch einen, und dann erzählt einmal vernünftig, wenn Ihr mir überhaupt etwas erzählen wollt.“

„Ja, gib her. Aller guten Dinge sind drei. . . Ich will mich aber bei lebendigem Leibe frakassieren lassen. . .“

„Tut das lieber erst nach Eurem Tode. Es ist eine fiktliche Geschichte.“

„Meinetwegen. Aber das sage ich dir: es ist die letzte Reise, die wir machen.

Wenn wir diesmal nur glücklich durchkommen.“

„Das habt Ihr schon oft gesagt. Ihr vergeßt es zeitig genug.“

„Diesmal ist es mein voller Ernst.“

Der „Erste“ erwiderte nichts. Er nahm einen Stuhl und setzte sich dem Padrone gegenüber.

Barnill legte die Hände unter den Kopf. „Erinnerst du dich noch an Neighbour?“ fragte er.

„Meint Ihr den James, unsern Arbeitsgenossen auf der Werft? Der ist doch ein Landsmann von Euch?“

„Freilich“, nickte Barnill.

„Na, den kenne ich wie Euch und mich. Doch, wie kommt Ihr auf den?“

„Er ist Heizer auf der „Mew“, entgegnete der Padrone lächelnd.

„Donnerwetter! Er hat Euch doch nicht erkannt?“

„Ob er mich erkannt hat, kann ich nicht sagen. Aber er machte einen andern auf mich aufmerksam.“

„Und der?“ fragte Sago ängstlich gespannt.

„Drehte sich um und erkannte mich wirklich.“

„Alle Teufel! Wer war das?“

„Henry.“

„Euer Bruder?“

„Allerdings.“

Sago sprang erregt von seinem Sitz. „Dann sind wir fertig“, rief er. „Henry hält gewiß nicht den Mund.“

„Vielleicht doch. Wenn er geschwätzt hätte, wäre uns die „Mew“ wohl gleich nachgekommen.“

„Daß er Euch nicht gleich vor Freude um den Hals gefallen ist!“

„Um den Hals nicht, aber auf Deck, glaube ich, ist er gefallen, wenn auch nicht vor Freude.“

„Ihr glaubt das nur. Saht Ihr es nicht?“

„Ich ging die Treppe hinab und durfte mich nicht verraten.“

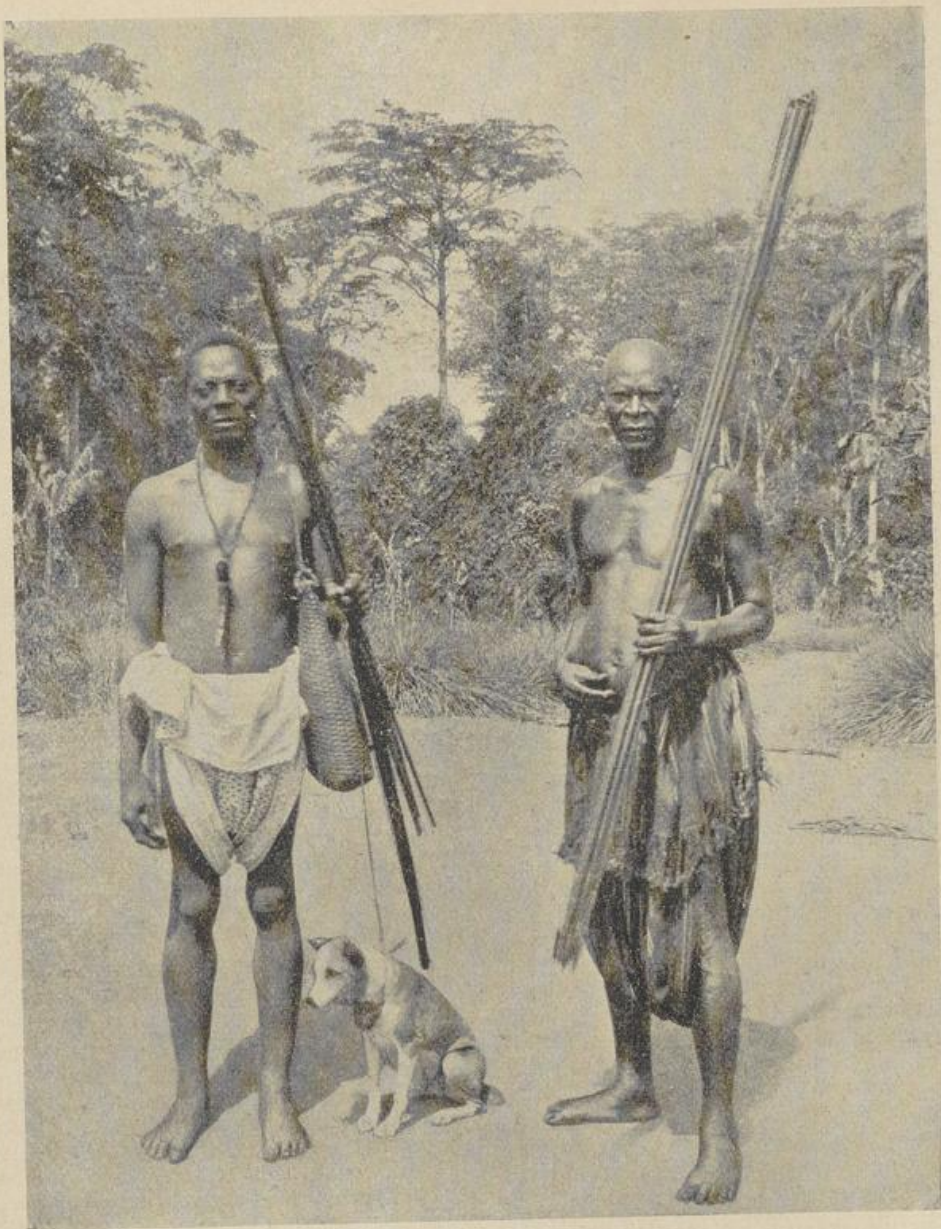
„Ah so! Das Wiedersehen fand erst bei Eurem Fortgang statt?“

„Ja, und das war gut, sonst wäre mein ganzer Plan zu Essig geworden.“

„Schwierig genug war es; aber es ging noch so.“

„Das Geschichtchen, das Ihr ihm erzählt habt, war auch fein ausgedacht.“

„Nur der Kapitänleutnant wollte nicht daran glauben. Ein mißtrauischer Hund, sag ich dir. Brachte mich mehrmals in die Klemme. . . Was der Satan Fra-



Kamerunneger bereit zur Jagd

gen stellte! . . . Zum Schluß meinte er noch, die „Barcelona“ sähe dem Sklavenschiff verurteilt ähnlich.“

„Das war deutlich genug. Und Ihr?“

„Ich tat verwundert. Erzählte, daß wir ein Schwesterschiff, die „Valparaiso“ vermißten. Die könne vielleicht von Piraten gefapert sein.“

„Jedenfalls habe ich dem überflügen Herrn bewiesen, daß er noch viel lernen muß, wenn er einen William Willbars

aufs Glatteis führen will. . . . Froh bin ich trotzdem, daß ich wieder im eigenen Lande bin. Treffen wir die „Mew“ noch einmal, dann blüht uns der Galgen.“ Mit einem Ruck sprang er aus dem Bett hinaus. „Und nun wollen wir an die Zukunft denken.“

„Zunächst muß die „Barcelona“ verschwinden und statt ihrer „Ehirondella“ auftauchen. Es ist gut, wenn du gleich zwei Matrosen bestimmst, damit sie die

Schilder wechseln. Laß auch den spanischen Lappen herunter und hisse die französische Flagge.“

„Müht uns aber nichts. Die Kerls lassen sich ja nicht täuschen.“

„Es geschieht nur für den Fall, daß uns jemand begegnet, der dem Polypen Meldung machen könnte.“

„Ja so! Daran hatte ich nicht gedacht.“

Sago verließ die Kabine, um die Befehle des Kapitäns auszuführen oder ausführen zu lassen. Barnill ging an den Kartentisch, stützte sich mit beiden Ellenbogen darauf und studierte die Seekarte. Die Frage: „Wohin jeh?“ war nicht leicht zu beantworten.

Der Weg um die Nordspitze von Fernando Poo war nicht so sicher wie der südliche. Der war aber durch die „Möwe“ verlegt. Blich nur der Ausweg, an die Küste zu gehen und einen Schlupfwinkel aufzusuchen. Deren gab es genug. Bog er nach Nordosten aus, so kam er bald in den Kamerunfluß; ging er weiter nach Norden, so standen ihm die Nigermündungen offen. Diese Fahrstraßen führten weit ins Innere und boten keine Schwierigkeit. Doch gerade dieser Umstand gab zu denken. Dort konnte auch die „Möwe“ ungefährdet eindringen und den Flüchtling aufstöbern.

An den Nigermündungen hatte er keine Geschäftsverbindung. Sein Erntefeld lag südlich von dem großen Ästuar, am Canaga, am Nyong und Lohobe. Die Fahrt nach dem Niger war also wenigstens verlorene Zeit. Und wer verbürgte ihm, daß die „Möwe“ ihren Kurs einhielt? Wurde der Betrug erkannt, was dann? Bis zum Niger war es weit. Man konnte ihn einholen. Auf offener See durfte er nicht bleiben. Aber wohin sollte er steuern?

Sago war eingetreten und stellte sich neben den Kartentisch. „Ist der Plan fertig?“ fragte er.

Barnill zögerte mit der Antwort. Er überlegte noch, rechnete. Seine Finger glitten hastig, nervös über die Karte. Er griff nach dem Notizbuch, das auf der Ecke des Kartentisches lag, und schaute hinein. Dann ein Blick nach der Uhr. Mit der Faust auf den Tisch schlagend, wandte er sich an Sago: „Sagtest du was?“

„Ob der Plan fertig sei? fragte ich.“

„Er ist fertig!“

„Wohin geht die Reise?“

„Da hinein.“ Er zeigte mit dem Finger auf die Stelle.

„Canaga“, las Sago. „Denkt Ihr auch an die Sandbank, die uns den Eingang versperrt?“

„Ich denke dran. Aber um fünf Uhr hat die Flut ihre Höhe erreicht.“

„Trotzdem müssen wir auf dem Sande sitzen bleiben“, sagte Sago warnend.

„Wir haben Vollmond und Springflut.“

„Kapitän, das ist eine gewagte Fahrt.“

„Das weiß ich.“

„Gibt es keinen andern Ausweg?“

„Keinen!“

„Das Ästuar!“

„Dorthin kann man uns folgen, in den Canaga nicht. Was uns Gefahr bringt, bringt uns auch Deckung.“

„Abgesehen haben wir schon drei Uhr.“

„Die Entfernung bis zur Flußmündung beträgt kaum neunzehn Knoten.“

„Das können wir wohl bis fünf Uhr machen.“

„Wir müssen es. Eine Viertelstunde später kämen wir sicher auf Grund.“

Sie verließen die Kajüte und traten auf Deck. Ein starker Westwind zog gegen Land. Barnill rieb sich die Hände. „So muß es gelingen“, sagte er. „Die Elemente helfen uns. Je stärker der Wind, desto höher das Wasser. . . . Ich übernehme die Wache. Laß du die Leute heraus. Erst die Frauen, später die Männer.“ Er stieg auf die Brücke und ließ nach Steuerbord wenden. Dann ging er ans Sprachrohr. „Alle Kraft in die Maschine!“

„All right“, kam es zurück. Und die „Schwalbe“ machte ihrem Namen Ehre und flog der Küste zu.

Unterdessen ging Sago zu den Gefangenen hinab. Männer und Frauen waren getrennt in den Laderäumen untergebracht. Im „Kellergeschoß“ des kleinen Dampfers war es drückend heiß. Nur spärlich drang das Licht durch die offenen Luken hinein. Ein durchdringender Geruch von Teer und Schweiß lag wie eine dunkle Wolke über den Gefangenen. Das Leben der Neger spielt sich zum größten Teil im Freien ab. Um so schwerer war es ihnen, sich an die bedrückende Enge zu gewöhnen. Den einzigen Lichtblick in ihr Leben brachte der Aufenthalt an Deck, der ihnen täglich zweimal, und zwar zur Essenszeit, bewilligt wurde.

Das geschah nicht aus besonderer Menschenfreundlichkeit, sondern aus Berechnung. Die Pflanzungen, für die Barnill die Arbeiter lieferte, verlangten gesunde „Ware.“ Der Sklavenhändler war

zugleich ein guter Kaufmann. Täglich besuchte er selber die untern Räume, um sich von dem Gesundheitszustand der Leute zu überzeugen. Soviel er konnte, sorgte er auch für ausreichende Verpflegung. In den letzten Tagen war eine Einschränkung nötig geworden, zumal das Auftauchen der „Möwe“ ihn hinderte, an einem ruhigen Küstenplatz neue Vorräte einzukaufen. Am Sanaga hoffte er das Veräumte nachholen zu können. Durch die Freigebigkeit Raffles war der Not vorläufig ein Ziel gesetzt.

Die Frauen kamen, eine nach der andern, auf Deck. Manche trugen kleine Kinder im Arm. Barnill zählte sie. Es waren im ganzen sechsundfünfzig Köpfe. Sie setzten sich, wo es ihnen paßte, und warteten auf das Essen. Als Jago auf Deck erschien, winkte ihn der Kapitän näher heran. „Die Leute erhalten wieder das gewöhnliche Maß“, rief er ihm zu.

Jago ging zur Kombüse, um einen weiteren Kessel Reis zu bestellen. Dem Koch kam die späte Anordnung nicht gelegen. Er schimpfte über die nimmer satt werdenden Negerbänche im allgemeinen und den freigebigen Kapitän im besonderen und verschwur sich hoch und teuer, daß er den Dienst kündigen werde, wenn man ihn durch Überarbeiten zu Tode schinde. Jago lachte.

„Du hast gut lachen, altes Faultier“, jammerte der Koch. „Den Herrn spielen wie du kann ich auch. Stell dich mal ein paar Tage an den Herd, dann wird dir das Lachen vergehen.“

„Würde mir nichts schaden“, entgegnete Jago. „Aber dein Bäuchlein würde verschwinden, wenn du aus der Kombüse kämst.“

Eine Anspielung auf seine rundliche Gestalt konnte der Koch am wenigsten vertragen. Er ergriff ein Stück Holz und warf es — zur Tür hinaus; denn Jago hatte es vorgezogen, zeitig genug zu verschwinden.

Das Essen wurde verteilt. Auch die Kranken auf Achterdeck erhielten ihre Abendmahlzeit. Der Greis am Heck war wie schlafend in sich zusammengesunken. Er schlief den ewigen Schlaf. Die Matrosen hoben den Leichnam über die Reling und warfen ihn ins Meer. Niemand achtete darauf. Es gab ja zu essen.

„Der Reis für die Männer ist noch nicht fertig“, sagte Jago, als er auf die Kommandobrücke kam. „Sie werden warten müssen, bis wir im Fluß vor Anker gehen.“

„Schadet nichts“, meinte der Kapitän, „wir sind bald genug da. Siehst du den Streifen dort am Horizont? Das ist die Küste. Wir sind schnell gefahren. Wenn ich nicht irre, liegt die Mündung des Sanaga gerade vor uns. Sieh, wie der Wind das Wasser peitscht. . . . Wir werden hinüberkommen. Sind die Rettungsboote bereit?“

„Alles in Ordnung. Ich habe sie gestern nachgesehen.“

„Laß auch die Gewehre und Munition heraufholen. Wenn alles schief geht, schlagen wir uns nach dem Ästuar durch und gehen als arme Schiffbrüchige mit der nächsten Gelegenheit nach Europa.“ Er lachte über die „armen Schiffbrüchigen“, obwohl der Augenblick ernst genug war.

Eine Viertelstunde später hatte das Deck ein anderes Aussehen. Die Neger waren verschwunden. Die Matrosen bezogen ihre Posten. Alles, was nicht im Heizraum oder an der Maschine zu tun hatte, war oben. Der Steuermann wurde abgelöst. Zwei Mann traten jetzt an seine Stelle. Auf dem kleinen Ausbau an Steuerbord stand der Mann mit dem Senkblei. Die „Schwalbe“ war bereit zum Flug über die Düne.

Die Matrosen hatten bereits erfahren, was der Kapitän vorhatte, und waren auf den Ausgang des Abenteuers gespannt. Sie wußten, daß er ein Waghals war, aber sie vertrauten blindlings seiner klugen Führung. Im Sanaga war er oft genug gewesen. Die Fahrstraße, in der allein ein Durchkommen möglich war, kannte er. Um ihr Leben war ihnen nicht bange. Im schlimmsten Falle hatten sie die Rettungsboote. Was sie an Geld besaßen, trugen sie bei sich.

Die Küste kam näher und näher. Die Malimba-Insel, die den Strom in zwei Arme teilt, hob sich langsam aus dem Wasser. Hoch an den Strand rollten die Wogen der See. Es war die Zeit der höchsten Flut. Der Mann mit dem Senkblei rief die Zahl der Faden. Er hatte schon Grund gefunden. Der Kapitän streckte den linken Arm aus. Die Männer am Steuer verstanden den Wink. Das Schiff schwenkte links ab. Wieder sauste das Senkblei in die Tiefe. „Fünf Faden und noch kein Grund“, rief der Matrose. Barnill hob den rechten Arm. Die „Schwalbe“ nahm die alte Fahrtrichtung wieder ein.

Wie Urwaldbrausen tönte die Brandung herüber. Ein Regenbogen wölbte

sich in ihrem Gisch. Der Wald lachte im Sonnenlicht. Blizende Wellen eilten sich haschend zum Strand.

„Halbe Fahrt!“ Der Kapitän hielt den Schalltrichter des Sprachrohrs, durch das er den Befehl gegeben, in der rechten Hand. Seine Linke umklammerte krampfhaft die obere Stange der Brüstung, die um die Kommandobrücke lief. Den Oberkörper vorgeneigt, spähte er nach der Fahrinne aus, die ihm Rettung bringen sollte.

Schmutziggelb schob der Strom seine Wasser ins Meer hinaus. Dicke Schaummassen schwammen auf der weiten Fläche. Ein Baumstamm trieb dicht an der Insel vorbei stromabwärts. Die See warf ihn zurück, der Fluß drängte ihn vorwärts. Wellen umtanzten ihn neckend und fichernd, zwangen den plumpen Gesellen, teilzunehmen an ihrem Reigen.

„Ganz langsam!“ rief der Kapitän zum Maschinenraum. In großen Kreisen schwang der lotende Matrose das Senkblei. Der Wurf mißlang. Das Seil schlotterte durcheinander. Noch ehe es in Ordnung gebracht war, noch ehe die Wache auf dem Bug die drohende Gefahr bemerkte, stieß die „Schwalbe“ auf Grund. Ein Zittern, ein leises Schwanken ging durch den Rumpf des Schiffes. Gierige Wasserarme reckten sich über Bord, griffen nach fahlen Gesichtern. Der Atem stockte. Das Tosen der Brandung klingt wie Hohn und Spott.

„Rückwärts mit ganzer Kraft!“ Die Maschine rasselt. Ein Achzen und Stöhnen steigt auf aus den Lufen und Windschächten. Die Männer am Steuer sind in Schweiß gebadet. Aber das Schiff gehorcht und — ist frei.

„Langsam vorwärts!“ Etwa fünfzig Meter seitwärts wird die Einfahrt aufs neue versucht. Das Senkblei schwirrt und schießt in die Tiefe. Barnill sieht's. „Hallo!“ ruft er. „Nun gilt's!“ Kommt die „Schwalbe“ glatt über das Fährnis hinweg? Ein leises Knirschen irgendwo in der Tiefe gibt die gegenteilige Antwort. Barnill fühlte es, in den Fußsohlen, in den Handflächen, die das Geländer der Brücke umklammern.

„Vorwärts!“ brüllte er ins Sprachrohr hinein. „Vorwärts! Mit ganzer Kraft!“ Seine Stimme übertönt die Brandung. Seine Hand weist den Weg.

Das Heck bäumt sich auf. Eine Riesengasse schiebt sich unter den Bug. Wie

eine Nußschale fliegt das Schiff empor. „Vorwärts! Vorwärts!“

Vergebens hatte die „Möwe“ den Golf von Biafra abgesucht. Auf der Höhe von St. Isabel angekommen, nahm sie Kurs nach Nordwest, um dem Piraten den Weg abzuschneiden. Ein französischer Frachtdampfer kam ihr entgegen, auf der Fahrt zum Kongo begriffen. Er hatte kein Schiff gesehen, das der „Barcelona“ ähnlich war. Man fuhr zum Niger und erhielt von der Küstenstation dieselbe Antwort. Eine Fahrt ins Ästuar war ebenso ergebnislos. Wo war der Pirat? Er konnte unmöglich nach Westen entkommen sein. Der kurze Vorsprung, den er gehabt, war von der „Möwe“ sicherlich in zehn Stunden aufgeholt. Nur eins war möglich. Daß er sich in irgend einem Schlupfwinkel der Kamerunküste verkrochen hatte.

Raffles erinnerte sich, daß er ihm von der baldigen Heimkehr der „Möwe“ gesprochen hatte. Wenn er darauf wartete, sollte er sich böß verrechnet haben. Der Kommandant beschloß, solange vor der Kamerunküste zu kreuzen, bis er seiner habhaft wurde, selbst wenn er über den ihm gestellten Termin hinaus warten mußte. Zum dritten Mal durfte ihm der freche Bursche nicht entgehen.

Aber seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Acht Tage vergingen, es wurden neun und zehn, und man war so flug wie zuvor. Die Begeisterung, mit der die Mannschaft die Verfolgung aufgenommen hatte, war längst verflogen. Man ließ das Einerlei des täglichen Dienstes stumpf über sich ergehen. Es fehlte an Abwechslung. Je länger, desto langweiliger wurde die Fahrt.

Brown und Williams standen auf der Kommandobrücke. Brown drehte an seinem Glase, um ein möglichst genaues Bild von der Küste zu haben, die soeben wieder vor ihnen aufgetaucht war.

„Hallo, Williams!“ rief er plötzlich und streckte den Arm nach dem Lande aus, „schauen Sie, da, da!“

„Ah, ein Brand. . . Ist's möglich! Kann der Urwald brennen?“

„Das ist Kribi. . . Nein. . . Aber doch dicht dabei. . . Steht da nicht eine Faktorei von Hatton und Co.“

„Sovie: ich weiß, ja. Und es brennt auch wie trockenes Stroh. Das muß ein Haus sein. . . Es sind sogar mehrere.

Es brennt wenigstens an drei Stellen. Hei, wie die Funken stieben! Prätig zum Ansehen, schlimm für den Betroffenen. . . Huh! Da schlägt eine neue Feuersäule hoch.“

Johnson kam aus der Kapitänskabine. Die Wache an Backbord machte ihn auf die Rauchwolke aufmerksam, die über dem Rand des Urwaldes lagerte. Er trat an die Reling. „Was ist da los?“ rief er fragend zur Brücke hinauf.

Brown kam nach der Seite hinüber. „Wenn ich nicht irre, steht die Faktorei von Hatton und Co. in Brand, Herr Kapitänleutnant.“

„Das muß ich mir ansehen“, sagte der „Erste.“ „Habe zwar keine Aktien von der Firma, aber immerhin . . . es ist doch mal was Neues.“ Er kam auf die Brücke.

„Ein Boot gesichtet!“ rief Williams, das Glas vor den Augen.

„Wo?“ Sie suchten danach.

„Einen Augenblick! . . . Da. . . Nein, es ist wieder verschwunden.“

„Martha, Martha, du entschwandest“, summte Brown leise vor sich hin.

„Ich hab's schon wieder. Da vor uns, rechts vom Fockmast, drei Spannen über der Reling. Es ist . . . nur ein Kanu und . . . nur ein Insasse. Er winkt. Ein Tüchlein flattert.“

„Tawohl, ich sehe“, sagte Johnson. „Er will zu uns. Vielleicht bringt er Aufschluß über den Brand. Der Mann muß selbstverständlich angenommen werden, Brown.“

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant“, entgegnete der Angeredete.

Fünf Minuten später. „Halbe Fahrt! Ganz langsam!“

Der Einbaum legte an Backbord an. Der Neger kletterte an einem Seil an Deck. Sein Fahrzeug überließ er der Strömung, die es zum Lande trieb. Die „Möwe“ fuhr im alten Kurs auf Kribi zu.

„Was bringst du, mein Sohn?“ fragte Johnson den Schwarzen.

„Massa, them people kill me Massa“, berichtete der Neger mit allen Anzeichen überstandenen Schreckens.

„Sie haben ihn getötet?“

„Ich denke so. Sie überfielen die Faktorei, viele, viele Leute. Da bin ich davongerannt, um Euch zu rufen, damit Ihr meinem Herrn helfen sollt.“

„Brannte die Faktorei schon, als du davonliegst?“

„Nein, Herr, davon weiß ich nichts. Die Leute kamen, um meinen Herrn zu fangen und ihn zum großen Palaver zu führen. Er wollte nicht gehen. Da wurden sie sehr böse und drangen mit Gewalt ins Haus. Weiter habe ich nichts gesehen.“

„Dann können wir ihm vielleicht noch helfen“, sagte Johnson mehr für sich als für den andern. „Du bleibst hier an Bord?“

„Ja, Herr. Mein Kanu ist . . . Da schwimmt es. Ich muß jetzt hier bleiben.“

Johnson ging zum Kommandanten. Nach kurzer Unterredung kam er wieder. Signalgasten flogen über Deck, hierhin und dorthin seine Befehle vermittelnd. Ein Boot wurde klar gemacht. Die „Möwe“ ging vor Anker. Sechs Matrosen, ein Maat und Johnson stiegen ins Boot. Alles, was dienstfrei war, stand an der Reling. Jeder wäre gern mitgefahren.

Um den Schwarzen hatte sich bald eine Gruppe gebildet, die ihn mit Fragen bestürmte und über die Ereignisse an Land näheren Aufschluß haben wollte. Und er erzählte. Bald war er der Held, der den Überfall der Faktorei schon lange vorausgesehen und seinen Herrn gewarnt hatte. Nur seiner Umsicht sei es zu danken, daß sein Herr nicht längst gehängt worden sei. Noch heute habe er ihm zweimal das Leben gerettet. Wenn es gelänge, ihn aus den Händen der Wilden zu befreien, so sei dies einzig und allein sein Werk. Er empfand es nicht als Lüge, was er sagte. Der Neger übertreibt beim Erzählen, ohne es zu wollen.

Neighbour, der sich auch in den Zuhörerkreis gedrängt hatte, schüttelte bei dem Gehörten den Kopf, daß ihm die Ohren wackelten, lachte ihm ins Gesicht und sagte: „Kerl, wenn du nicht lügst wie gedruckt, dann habe ich wahrhaftig mein Lebtag noch nicht gelogen. Jungens, wenn ihr noch lange um ihn herumsteht, erzählt er euch noch, er sei als zukünftiger Schah von Persien in Aussicht genommen. Gebt ihm lieber 'ne Schüssel Reis, dann widerruft er nötigenfalls alles.“

Eine kräftige Lachsalve unterbrach den Redner.

„So, du brauner Knabe des schwarzen Erbteils, bugst du dich mal etwas weiter ins Mittelschiff. Da gibt's zu essen. Das kannst du hoffentlich ebensogut wie das Reden.“

Der Neger grinste und ging. „Wißt ihr, Jungens“, wandte sich Neighbour an die andern, „ein Neger bildet sich leicht den Ruckuck was ein, wenn sich Europäer viel um ihn bemühen.“

„Da hast du ganz recht, Neighbour. Und etwas Gescheites kann man von dem Hosennigger doch nicht erfahren. Ich weiß was Besseres, ich leg' mich in die Falle und schlaf' mich aus.“ Schob seinen Kautabak in die andere Bafte, spuckte über die Reling und ging davon.

„Das ist wahr. Wozu sollen wir hier herumstehen? Wenn das Boot zurückkommt, werden wir alles erfahren.“

Die Hände in den verölten Hosenschenkeln, schlenkerte ein Heizer nach dem andern davon.

In der Nähe der Kombüse aber saß der Schwarze und liebäugelte mit dem langen Hammelfnochen, der aus einer riesigen Reisportion herausragte.

Dem Versöhnungsfest in Kribi folgte ein trauriges Nachspiel. Als Dende spät am Abend seine Gäste untergebracht hatte und seine Hütte aufsuchte, war Nhangeli, die jüngste seiner sechs Frauen, nicht zu Hause. Wo war sie? Die Banoho hatten strenge Gesetze. Fast immer wurde Untreue mit dem Tode bestraft. Sollte sie . . . ? Dende mochte es nicht glauben. Es wäre für ihn ein schwerer Verlust.

Und doch war es so, wie er fürchtete.

Sechs der Ältesten ließ er zu geheimer Gerichtssitzung rufen. Nhangeli leugnete nicht. Die obwaltenden Umstände erheischten Strafaufschub. Sie wanderte ins Gefängnis in brennender Ungewißheit ihres zukünftigen Schicksals.

Der Gerichtshof befand sich in einer schwierigen Lage. Der Fall war neuartig, konnte nicht nach alten Mustern erledigt werden. Drei Tage dauerten die Beratungen. Nichts drang davon in die Öffentlichkeit. Nur die sorgenvollen Gesichter der Alten ließen ahnen, daß etwas Ernstes im Gange war. Das Urteil ward gefällt. Für den Ehebrecher gab es nur ein Entweder-Oder. „Entweder kauft er sich von der Sklaverei los, der er nach unserem Recht verfallen ist, oder wir strafen ihn mit Gewalt.“

Zwei Tage später warf Mister Millner, der Leiter der englischen Faktorei, den Häuptling von der Veranda seines Hauses die Treppe hinunter und drohte, daß er seine Bulldoggen loslassen würde, wenn er ihm noch einmal mit einem sol-

chen Unsinnen unter die Augen käme. Darauf gab Dende den Urteilspruch, den die Ältesten gefällt hatten, im Dorfe öffentlich bekannt.

Es war vierzehn Tage vor Weihnachten. Millner lag in einem bequemen Schaukelstuhl auf der Veranda. Nachlässig blätterte er in der großen Zeitung und überschaute die neuesten Nachrichten, die vor einem Vierteljahr in der Heimat gedruckt waren. Den ärgerlichen Austritt mit dem Häuptling hatte er längst vergessen. Er maß der Angelegenheit von Anfang an nicht viel Bedeutung bei. Der Häuptling, so dachte er, würde sich bald wieder beruhigen.

Dende hatte sich später nicht mehr sehen lassen. Seine Leute gingen nach wie vor in der Faktorei ein und aus. Sie kauften und verkauften wie früher. Das Verhältnis war gut geblieben. So schien es. Außerdem hatte Millner vor den Banoho keine große Furcht. Die vier Senegalesen, die bei ihm angestellt waren, verstanden mit Munition umzugehen. Munition war genug da. Auch die beiden Bulldoggen, die vor dem Hause an schweren Ketten lagen, waren eine ausgezeichnete Hilfe für den Fall der Not und ersetzten jede Wache während der Nacht.

Der Faktoreileiter hatte seine bestimmte Tagesordnung. Morgens und abends nahm er ein Bad. Tagsüber gab es im Verkaufsraum genug zu tun. Die freien Stunden verbrachte er hinter den Büchern und Zeitschriften, die ihm regelmäßig aus der Heimat zugeschickt wurden.

Nur wenn der Hauptvertreter der Firma aus Bapuhu zu Besuch kam, wurde die Hausordnung meist geändert. Da gab es so viel zu erzählen, daß die kurzen Abendstunden nicht dafür ausreichten. Oft saßen sie dann bis nach Mitternacht, redeten von der Heimat und — zechten. Kam aber der Handelsdampfer nach Bapuhu — in Kribi legte er nicht an —, dann schloß Millner seine Faktorei für einen halben Tag und fuhr mit seinem Boot hinüber, um einige Stunden auf europäische Art zu feiern.

Andere Vergnügungen gab es für ihn an dieser Küste nicht. Weiße Frauen hatten den Weg in die unwirtlichen Breiten noch nicht gefunden. Die Schwarzen waren ihm nicht reinlich genug. Die einzige, die ihm gefiel, war Nhangeli. Leider war sie des Häuptlings Weib. Er wollte keinen neuen Austritt mit Dende erleben. Damit war es zu Ende.

Vergebens wartete er heute auf seinen Morgenkaffee. Omam kam die Treppe herauf, wünschte seinem Herrn einen guten Morgen, nahm den großen Schlüssel, der hinter der Tür des Schlafzimmers hing, und ging wieder hinab. Von den Hausburschen ließ sich keiner sehen. Eine faule Gesellschaft, diese Nigger, dachte Millner, ergriff die Glocke, die neben ihm auf dem Tische stand, und läutete. Keine Antwort. „Ehehedi! Etonde! . . . Wo steckt die Bande? . . .“

„Ich weiß es nicht, Herr“, gab Omam zur Antwort, indem er mit langen Sähen und verstörtem Gesicht die Treppe hinauf stürmte. „Sie sind alle fort. Und die Hunde . . .“

„Sind auch fort?“ fragte Millner, indem er seine Zeitungen auf den Tisch warf.

„Die Hunde, nein, Herr, sie sind tot!“

„Wie? Was sagst du?“ rief Millner, bleich vor Schrecken. Er sprang auf und eilte in den Hof. Ein Pfiff. „Juno, Nero!“ Die Hunde regten sich nicht. Er ging an die erste Hütte. Nero war wirklich tot. Lang ausgestreckt lag er da, die Läufe von sich geschoben. In den andern Hütte dasselbe Bild. Keine Spur von Verwundung. Die Hunde waren vergiftet.

Ah, das noch nach Gewalt. Ging das von Dende aus? Er hatte geglaubt, die Sache sei erledigt. Es konnte auch Täuschung sein. Gleichviel! Wenn die Vando-ho etwas von ihm wollten, sollten sie nur kommen. Die Gewehre standen bereit. Er würde ihnen die Zähne zeigen. So versuchte er sich Mut zu machen, als er ins Haus zurückkehrte.

Doch, was war das? Ein wüstes Jöhlen tönte vom Dorf herüber. Kam näher. Brauste wie ein ständig wachsender Wettersturm heran.

Millner hörte es. Er wußte, das galt ihm. Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. Die Kniee schlotterten ihm. Er mußte sich einen Augenblick auf den Tisch stützen. Ruhig Blut, alter Junge, die Schwarzen sind Feiglinge. Sie werden nicht allzu nahe an die Gewehrläufe herankommen. Es gelang ihm, seiner Erregung wenigstens soweit Herr zu werden, daß er zur Pfeife greifen und die Senegalesen zusammenrufen konnte.

Die hatten nichts eiligeres zu tun, als diesem Rufe zu folgen. Ohne den Verkaufsaum abzuschließen, stürmten sie die Treppe hinauf. Nun war Millner wieder Herr seiner selbst. Sobald er

Menschen um sich sah, legte sich die ängstliche Beklemmung, die ihn gepackt hatte. Er stieß die Tür des mittleren Zimmers auf.

„Hier, nehmt jeder ein Gewehr. Und hier sind auch Patronen. Aber niemand schießt, ehe ich es befehle. Du da geh in mein Schlafzimmer, und du ins Kontor. An den Fenstern ist euer Platz. Zeigt ihnen die Gewehrläufe, damit sie sehen, daß wir vorbereitet sind. Ihr beiden bleibt auf der Veranda und laßt niemand die Treppe herauf.“

Fieberhaft eilig gingen die Leute auf ihre Posten. Millner selbst ging ins Mittelzimmer. Er blickte zum Fenster hinaus. Mit Befriedigung sah er rechts und links einen Gewehrlauf herausstehen. Unwillkürlich legte er sein Gewehr ebenfalls auf die Fensterbrüstung. Mechanisch zog er den Riegel auf und schob eine Patrone in den Lauf. Das Geschrei entfesselter Volkswut gellte in seinen Ohren.

Schon zogen sie heran in dicht gedrängten Haufen, mit Speeren, Knütteln und Haumessern bewaffnet. Die Haumesser hatten sie in seiner Faktorei gekauft. Auch Bogenschützen waren da. Sie traten aus der Menge heraus und stellten sich in die vorderste Reihe. Jeder hatte einen Knaben bei sich, der den Köcher trug und die Pfeile zureichen sollte, sobald es zum ersten Kampfe kam. Und weitere Haufen drängten nach, und immer lauter tönte ihr Kriegsgeheul.

Millner klang es wie Grabgesang. Prüfend überflog sein Auge das erregte Volk. In diese Masse hinein mußte jeder Schuß treffen, verwunden, töten. Und doch begann er an einer Rettung durch Gewalt zu zweifeln. Ein solches Aufgebot hatte er nicht erwartet.

Das waren nicht Dendes Leute allein. Der Häuptling hatte aus allen umliegenden Dörfern Hilfstruppen zusammengezogen. Wenn aus dieser Menge wirklich zwanzig oder dreißig Mann auf dem Platze blieben, was half's? Ehe aus jedem Gewehr fünf Schüsse abgegeben werden konnten, hätten die übrigen das Haus längst erreicht. Und dann? Wie würde man ihm den Tod der Stammesbrüder rächen? Nein, auf Gewalt durfte er es nicht ankommen lassen. Er wollte unterhandeln. Vielleicht ließen sie sich einschüchtern. Vielleicht waren sie zufrieden, wenn er die verlangte Strassumme anbot. Er konnte noch mehr tun, ihnen Geschenke anbieten, ihre Habgier befriedigen. . .

Der breite Weg außerhalb des starken Gartenzaunes war mit Menschen besetzt. Der Häuptling trat aus der Menge heraus. Wie das Donnerrollen in tiefen Bergschluchten verhallt, wieder hervorbricht, stoßweise, um endlich ganz zu ersterben, so wogte das Geheul der Krieger einen Augenblick hin und her, wurde schwächer und verstummte.

Lautlose Stille. Dann schallt Dendes kräftige Stimme über den Platz. Er ist sich seiner Stellung wohl bewußt. Er tritt als erster Kriegsherr an der Spitze seiner Kämpfer auf, um dem Rechtspruch Geltung zu verschaffen, den er als oberster Richter seines Volkes gefällt hat. Er wendet sich zunächst an die Senegalesen.

„Ihr Männer dort, die ihr den Weißen schützen wollt, ihr seid Leute von derselben Farbe wie wir. Wir sind nicht gekommen, um mit euch Krieg zu führen. Ihr habt uns nichts getan. Euren Herrn nur wollen wir holen. Legt eure Waffen beiseite, es soll euch nichts geschehen. Ihr seht, wir sind stark. . .“

Ein dröhnender Flintenschuß unterbrach den Redner. Das Geschloß schlug in seiner Nähe ein und zerschmetterte einem älteren Manne den Arm. Ein hundertstimmiger Aufschrei war die Antwort. Im selben Augenblick zischten wohl ein Duzend Sehnen auf den Bogen, und ebenso viele Pfeile schwirrten nach dem Fenster, wo der verwegene Schütze stand. Schwer getroffen stürzte der Senegalese im Schlafzimmer Millners zusammen.

Ein furchtbarer Tumult entstand in der Volksmenge. Man bestürmte den Häuptling, daß er Befehl zum Angriff gebe. Dende zögerte. Doch die am hintern Ende des Zaunes stehenden Männer warteten den Befehl nicht ab, sondern schickten sich an, die Planken zu übersteigen, um die Faktorei von der Seeseite zu nehmen.

Einer von den Senegalesen, die an der Treppe standen, eilte seinem verwundeten Landsmann zu Hilfe. Omam stand, das Gewehr in der Hand, gegen einen Pfosten der Veranda gelehnt. Er sah, daß bereits viele Männer über den Zaun gestiegen waren, sah, daß sie sich der Hinterfront des Hauses näherten. Je mehr er die Erfolglosigkeit einer Verteidigung gegen diese Übermacht erwog, desto mehr drängte sich der Gedanke an die eigene Rettung in den Vordergrund.

Vor ihm lag in Ruhe das weite Meer, über das er hereingekommen war aus seiner fernen Heimat. Das Meer allein bot Rettung. Er konnte nach Bapuhu hinüber rudern. . . Mit zwei Sähen war er die Treppe hinab, jagte über den Hof, ergriff das kleinste Kanu, das am Strande lag, warf sich damit ins Wasser und schob es durch die Brandung hinaus in die offene See. Mehrere Männer schickten sich zur Verfolgung an. Man rief sie zurück. Omam entkam.

Millner stand noch am Fenster. Das Gewehr hatte er weggestellt. Er schwang sein Taschentuch zum Zeichen, daß er reden wolle. Aber der Sturm, den der Schuß heraufbeschworen, legte sich nicht. Je mehr er schrie, um sich verständlich zu machen, desto mehr brüllte ihm der Böbel entgegen. Und auf der andern Seite schlichen sie wie Raketen herauf, drangen in die Zimmer ein. Er hörte es aber nicht.

Sechs Fäuste packten ihn zu gleicher Zeit und rissen ihn rückwärts zu Boden. Man band ihm Hände und Füße. Vier Männer hoben ihn auf und trugen ihn in den Hof. Es ging alles ohne Kommando, so selbstverständlich, als ob es sich um eine wohleingeübte Sache handelte.

Als Millner sich im Hofe wiederfand und die Augen aufschlug, sah er die Senegalesen neben sich liegen. Der Verwundete war bereits gestorben. Dende saß im Schatten einer Palme, die mitten im Hofe stand. Seine Mannen liefen im Warenhaus ein und aus und trugen alles, was sie dort fanden, in den Hof hinaus, wo es in weitem Kreise um den Häuptling niedergelegt wurde. Hier wurde Tabak auf einen Haufen geschichtet, dort große Stockfischballen auseinandergebreitet. Einige rollten Fässer heraus, andere trugen Kisten herbei oder schlugen ihnen den Deckel ein.

Als der Verkaufsraum leer war, gab der Häuptling Befehl, auch den Vorratsschuppen zu räumen. Im Nu waren die Türen erbrochen. Mit Eifer drängte man sich in den weiten Raum. Mit Hallo wurde jedes Stück, das herauskam, begrüßt. Selten sah man solchen Arbeits-eifer, solche Begeisterung.

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

sich hier mit ungezählten Tausenden von Menschen abgepielt hat, ist ein Bild erschreckender Grausamkeit und Wildheit.

Am 8., 9. und 10. Juni verließen die armenischen Menschenmassen die Stadt Erzingan, begleitet von einer Militär-escorte. Es ging nach Kemach, zur nächsten Kreisstadt. Nur ein Bruchteil der Zehntausende erreichte den Bestimmungsort. Die wehrlosen Menschen wurden im Engpaß von den Soldaten und den aus der Umgegend herbeigeeilten blutgierigen Kurden überfallen, ausgeplündert und dann abgeschlachtet. Berge von Leichen und Halbtoten wurden in den gähnenden Abgrund hinabgeschleudert. Zehntausende von Frauen und Kindern kamen ums Leben. Das Gefrach zerschmetterter Menschenleiber hallte zwischen den Felswänden wider, vermischt mit den Wahnsinnschreien der da oben in Todeswehen sich wälzenden Opfer.

Die Männer und Frauen sahen ihre Kinder und Gatten in Stücke gehackt, aufgeschlitzt, verblutend, ihre Leichname an den Felskanten zer schlagen. Mütter, von dem Höllensputz wahnsinnig geworden, sprangen ihren Kindern und Männern nach in die tödliche Tiefe. Und das war nicht das Teufelswerk einer Stunde, nein, drei Tage lang, Stunde um Stunde ging das Stechen und Würgen fort.

Nach dem Berichte eines amerikanischen Missionars vom College in Merzifan (Wilajet Sivas) wurden die Männer zusammengetrieben und in Gruppen von 30–150 fortgetrieben. Sie sind alle ermordet worden. Von 12 000 armenischen Einwohnern der Stadt sind nur einige Hundert den Schlächtereien entronnen. Ein verwundeter armenischer Soldat aus Zileh berichtet, daß er gesehen, wie der Bischof von Sivas wie ein Pferd mit Hufeisen auf die nackten Füße beschlagen wurde.

In Diarbekr wurden 674 Männer auf Flöße geladen, in den Euphrat geworfen und dann, soweit sie schwammen, durch die Gendarmen abgeschossen. Aus der Gegend von Cassun wurden 3000 Männer bis auf drei Personen niedergemetzelt, in der Nähe von Angora 500 Menschen gemordet usw.

Die armenische Frage war bald auf diese Weise aus der Welt geschafft. . . Hunderttausende waren ermordet und verblutet, der christliche Pfahl im türkischen Leibe war beseitigt. Die eingehendere Kenntnis über die vorstehend nur angedeuteten Christenmorde durch die Türken verschafft uns eine Schrift eines deutschen Kriegsteilnehmers in der Türkei, Heinrich Vierbücher, betitelt „Armenien 1915“, der die obigen Angaben entnommen sind.

Gebetsanhörungen

Atting: Herzlichen Dank dem hl. Joseph, dem hl. Konrad, der hl. Theresia v. K. I. und den armen Seelen für Erhörung. Veröffentlichung war versprochen.

Büsbach: Dank dem hl. Antonius in mehreren schweren Anliegen. Veröffentlichung versprochen.

Ruderswald: Innigsten Dank dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Joseph und hl. Judas Thaddäus für schnelle Hilfe in einer wichtigen Sache.

Dortmund: . . . Mt. zur Taufe eines Heidenkinds und als Missionsalmosen, als Dank für Erhörung in einem Anliegen.

Herzlake: Innigen Dank dem hl. Joseph für Erhörung in einem Anliegen.

Zworfau: Herzl. Dank der lb. Gottesmutter und dem hl. Antonius u. hl. Jud. Thaddäus für rasche Hilfe mit der Bitte um weitere Hilfe.

Rgl. Neuborf, R. St. Dank der hl. Walburga, dem hl. Judas Thaddäus, hl. Vitus und allen Heiligen für die Befreiung von großen Schwächen anfallen.

Viebau: Beitrag zur Taufe eines Heidenkinds als Dank für Bewahrung meines Sohnes vor einer Mißhebe.

Dga. Ohra: G. R. Anbei . . . Mt. als Dank dem hl. Antonius.

Herzl. Dank der lb. Mutter Gottes von Alben-dorf, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia für Erhörung der Bitte um Wiedergenesung einer krank. Tochter. Veröffentlichung war versprochen.

Giffenheim: Dank der hl. Theresia v. K. I. für Befreiung eines Halsleidens.

Merano: Dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius und der hl. Theresia und den armen Seelen Dank für Erhörung in besonderen Anliegen.

Burgberg: Herzl. Dank dem hl. Judas Thaddäus für erlangte Hilfe.

Ansbad: Für rasche Hilfe in schwerem Anliegen sei tausend Dank dem hl. Herzen Jesu, der Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. I.

Schöna: Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Antonius und den armen Seelen für Genesung.

W. B.: Dank der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia und den armen Seelen für wunderbare Hilfe in schwerer Krankheit.

Dett: Anbei einen Betrag als Dank für Erhörung in einem schweren Anliegen.

Bildstock: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, der hl. Theresia und den armen Seelen für Hilfe in Magenleiden u. anderen Anliegen.

Elsdorf: Innigen Dank der schmerzhaften Mutter, dem hl. Joseph und der hl. Theresia für Erhörung in schweren Anliegen.

Köln: U. S. Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Theresia und versch. Heiligen für erlangte Hilfe in Prozeßangelegenheiten. . . Mt. für ein Heidenkind.

Bornheim: Dank der Ib. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und hl. Judas Thaddäus für Hilfe.

Styrum: Eine Mutter dankt dem Ib. Gott und der Ib. Gottesmutter für die glückliche Geburt eines Kindes.

R.: Innigen Dank dem hl. Antonius für das Wiederfinden eines verl. Gegenstandes. Unbei . . . Mf. als Antoniusbrot.

Metternich: Herzlichen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der Ib. Mutter Gottes und allen Heiligen für Hilfe im Staatsexamen. Veröffentlichung war versprochen.

Eschweiler: Moses als Dank Jesus, Maria und Joseph und der hl. Theresia für Hilfe.

Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu und der Ib. Mutter Gottes für Verhütung einer Mihe bei meiner Schwester.

Gr. Höllnitz: Herzl. Dank der Ib. Gottesmutter, dem hl. Antonius, der hl. Theresia und den armen Seelen.

Wicht: Eine Leserin dankt der Ib. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Franz Xaver, hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia und den hl. 14 Nothelfern für Erhörnung in Erbschaftsangelegenheiten.

Breslau: Dank dem hl. Blasius für seine Hilfe. Unbei . . . Mf. für den Verkauf eines Heidentums.

Gebetsempfehlungen

Steinersdorf: Eine Familie bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zu den hl. 14 Nothelfern um Hilfe im Stall und Fühlungs-schwierigkeiten.

Walzen: Bitte ums Gebet zum Jesuskind, zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus um Hilfe in einer Rentenangelegenheit.

Mafau: A. Sch. Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Gottesmutter, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia um Hilfe in Seelenleiden und verrück. Anliegen.

Zawadzki: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes und zum hl. Joseph um Wiedererlangung der Gesundheit.

Gr. Höllnitz: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Gottesmutter und zu den armen Seelen um Glück und Gesundheit in der Familie und anderen schweren Anliegen.

Kasselroder: Bitte ums Gebet zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen um Hilfe in schwerer Geldnot.

Nedarsulm: Bitte ums Gebet für ein krankes Kind.

Bitte um das Gebet zur Ib. Gottesmutter, zum hl. Joseph, sel. Br. Konrad, zur hl. Theresia um baldige Genesung und gute Lebenswendung.

Gr. Streßlitz: A. W. Unbei Moses mit der Bitte um das Gebet zur hl. Theresia für meine Mutter und Schwester um Gesundheit.

Ziegenhals: F. A. Bitte ums Gebet zur Ib. Mutter v. d. immerw. Hilfe um Erlangung einer guten Dienststelle.

Ludwigsdorf: Eine Familie bittet um das Gebet zur göttl. Vorsehung um Hilfe in schweren Anliegen.

Breslau: Eine Verg.-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen um baldige glückliche Heirat.

Bitte dringend ums Gebet zu Jesus, Maria und Joseph und zur hl. Theresia um Verhütung einer Mihe.

Ein Verg.-Leser bittet um das Gebet zum hl. Antonius in einem besonderen Anliegen.

Willwitz: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu und Maria, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thaddäus, hl. Antonius, hl. Benedikt, zur sel. Maria Ledochowska, hl. Theresia und hl. Rita um Hilfe in einem schweren Anliegen und um Gesundheit.

Breslau: V. S. Schweregeprüfte Eltern bitten um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius und den armen Seelen im Fegfeuer um besseren Geschäftsgang.

Breslau: Bitte dringend ums Gebet zum Ib. Heiland, zur schmerz. Mutter, zur hl. Rita und zu allen Heiligen um Gesundheit und baldige glückliche Heirat.

B. W.: Bitte um eine neuntägige Andacht zu Maria, Hilfe der Christen, zum hl. Jud. Thaddäus, hl. Antonius, hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. S. und hl. Rita um Erhörnung in schweren Anliegen und Krankheit.

Eine arme, durch Krankheit und Arbeitslosigkeit in Not geratene Familie bittet um das Gebet zum hl. Judas Thaddäus um Wiedererlangung des Arbeitsplatzes und Befreiung aus großer Geldnot.

Bitte ums Gebet um recht baldige Besserung und Heilung in schwerem Leiden.

Gr. Schmograu: Eine Mutter bittet dringend um eine neuntägige Andacht zur Mutter v. d. immerw. Hilfe und zum göttl. Kinde von Bethlehäm für ihren Sohn um Unterlassung des Trinkens und Rauchens und um Gesundheit für ihren kranken Mann.

Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zur Ib. Mutter Gottes und zur hl. Theresia um Hilfe in einem sehr schweren Anliegen der Schwägerin.

Bitte um das Gebet zur hlst. Dreifaltigkeit, zur Ib. Mutter Gottes und zur hl. Theresia v. K. S. um Glück, Frieden und Segen in der Familie.

Breslau: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes v. Lourdes, zum hl. Antonius in besonderen Anliegen.

Irlich: Ein Wohltäter unserer Mission wird dem Gebete der Verg.-Leser empfohlen um Befreiung von einem schmerzlichen Leiden.

Kresfeld: Eine Wohltäterin unserer Mission bittet um die Hilfe des Gebetes in mehreren Anliegen.

Pinn: Eine Wohltäterin unserer Mission bittet um das Gebet in besonderen Anliegen.

Wicht: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene um Heilung von schweren Leiden, sowie um Heilung der kranken Tochter.

A. A.: Eine bedrängte Familie bittet um das Gebet zur hlst. Dreifaltigkeit, zur Ib. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Mutter Anna in einem schweren Anliegen.

A.: Eine Verg.-Leserin bittet dringend um das Gebet um Familienfrieden.

Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet und eine hl. Messe zu Ehren des hl. Judas Thaddäus, hl. Augustinus, hl. Monika und den armen Seelen um Segen ihrer Kinder und um Sinnesänderung des Sohnes und um Heilung eines Geschwürs.

Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu und sel. Br. Konrad um Sinnesänderung ihres verirrten Sohnes.

A.: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum göttlichen Herzen Jesu, zu Maria, der immerw. Hilfe, und zur hl. Rita um Hilfe in Geldsorgen und geistigen Schwierigkeiten.

Ptafowitz: Bitte um eine Novene zur göttlichen Vorsehung, zur Ib. Mutter Gottes in großer Bedrängnis und guten Ausgang einer Sache.

Eine Mutter bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. Immerw. Hilfe, zum hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus um gute Stellen und um Gesundheit in der Familie und besonderen schweren Anliegen.

Kipfenberg: Bitte um das Gebet in einer schweren Krankheit.

Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe und zu den armen Seelen in einem schweren Anliegen.

N. N.: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet für ihren kranken Sohn.

Eine Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter vom guten Räte, zum hl. Antonius und zu den armen Seelen um baldige glückliche Heirat und Glück und Segen im Ehestand.

N. N.: Ein Verg.-Leser bittet um eine neun-tägige Andacht zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. S. in versch. Anliegen.

Ungeannt: Bitte ums Gebet zur lb. Mutter Gottes von Lourdes und zum hl. Antonius in verschiedenen Anliegen.

Es starben im Herrn

Großentast: Johann Adam Vestum. Haarbach: Justina Schmid. Königswald: Eleonore Seiblich. Sarnedentuth: Katharina Bieglberger. Lohstadt: Barbara Dieg. Regensburg: Josef Höniger. Friedrichshafen: Gebhard Gerber. Schwaben: Agnes Heß. Kürnach: Hochw. Pfarrer Kram. Rödersheim: Charlotte Schmitt. Kirchschletten: M. Geißler. Sippingen: Julius Regenscheit. Wühl: Otto Grießer. Tengen: Sophie Hurst. Wilhelm Albrecht. Berlin: Eduard Eulenhaupt. Nürnberg: Monika Mayer. Hilpertsau: Juliana Weller. Radelburg: Josef Hirzholzer. Konstantinsbad: E.

Merfendörfer. Rempten: Cäcilia Anoller. Merdingen: Karl Hofer. Scheidegg: Johann Wucher. Rofittini: Monika Dyllus. Eggolsheim: Kunigunde Windhoff. Margareta Uttenreuter. Dürrgos: Alara Linzmann. Klettendorf: Maria Cziska. Franz Bruckner. Rostenthal: Maria Ornth. Wiesmühl: Elisabeth Schabinger. Prossenheim: Augusta Herbig. Ruppertsheusen: Johann Vollmuth. Oberdürbach: Johann Böhm. Bamberg: Theresia Friedrich. Eitelheim: Anna Maria Henig. Ochsenfurt: Michael Kohlenberger. Würzburg: Paul Glöggler.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Empfehlenswerte Bücher

Goldkörner. Aus den Briefen des hl. Kirchenlehrers Franz von Sales gesammelt und verteilt auf alle Tage des Jahres nebst Gebeten und Andachtsübungen. Von D. W. Mut. 224 S. Geb. in Leinwand Mk. 3.—. Verlag des Konnersreuther Sonntagsblattes, Waldbasson, Bayern.

Wer Gottvertrauen lernen will, wer es verstehen will nicht zunächst auf sein Tun, sondern auf die Gnade zu vertrauen, kurz, wer rechte Frömmigkeit üben will, aber nicht die Zeit hat, die genannten Briefe zu lesen, der greife zu dieser Auslese. Wer glaubt, die Zeit für eine tägliche Betrachtung nicht zu haben, lese wenigstens täglich 8–10 Seiten aus diesem Büchlein. Man findet auch darin die nötigen Gebete und Andachtsübungen.

Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem des ehrw. Don Bosco. Von D. W. Mut. 120 Seiten, mit einem Titelbild. Preis kart. Mk. 1.50. St. Josephs-Verlag, Reimsingen, Bayern.

— flüssig übersetzt . . wichtige Gesichtspunkte. — Das wertvolle Schriftchen behandelt in Kürze die wesentlichen Leitgedanken salesianischer Pädagogik. (Bayr. Bildungswesen, Beilage zum Amtsblatt des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus.)

„Vater unser und Heidenmission.“ Dramatische Bilder aus dem Missionsleben von Clara Behnke. 38 S., Preis 80 Gr. Verlag St. Petrus-Claver-Sodalität, Salzburg.

Sehr sinnig und ungezwungen ist die Missionsidee des Vaterunsers von der schlesischen Dicht-

lerin Behnke zu einem Weichspiel verwoben worden.

„Das unzufriedene Christkind.“ Weihnachtsspiel für Kinder, von Hochw. Adolf Innerkofler. 24 S. Verlag St. Petrus-Claver-Sodalität Salzburg, Dreifaltigkeitstg. 19. — Preis 40 Gr.

Ein reizendes Weihnachts- und Missionspiel für Kinder, leicht ausführbar, dem Leben abgelauscht.

Der Stangelberger Pödl, Adalbert Stifter, Ein Gang durch die Katafomben Wiens. „Münchener Jugendschriften“. Von Enrica von Handel-Mazzetti. Broschiert 80 Pfg. Verlag Buhon & Verder, Revelaer, Rheinland.

Hochinteressante Einzelheiten, tiefes Versenken in die Seele eines kleinen tapferen Jungen, dessen Liebe zur Mutter alles durchflutet und umstrahlt, endlich die Sicht auf schwere Lebenserfahrungen eines Weltmenschen, den die unschuldige Kindesseele zu Gott zurückführt. Der niedrige Preis der Bändchen reizt zur Anschaffung der Reihe für die Schulbücherei und die Klassenlektüre.

Der Blutzeuge von Altmünster. Eine Geschichte des Pfarrers Viktor Wagner. Von Dr. Johannes Schuck. 164 S., Preis Mk. 2.75. Verlag Fränkische Gesellschaftsdruckerei Würzburg.

Die feine Einführung in die Seele eines Pfarrers, der schwer um die Probleme der Diaspora ringt, die wissenschaftliche Genauigkeit, mit der das reichlich vorliegende Material verarbeitet wird verleihen dem Buch einen dauernden literarischen Wert. Dieses Buch wird seinen Weg machen durch das katholische Deutschland.

Wer seinen Bücherbedarf durch den St. Josephs-Verlag deckt,
der unterstützt und fördert das Missionswerk der
Mariannhiller Missionare!

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu
Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut; 352 Seiten, gebunden RM. 4.80.

Wer immer die kleine heilige Theresia nicht nur verehren will, um von ihr etwa Günstbezeugungen zu erlangen, sondern auch sich ihr dankbar zu erzeigen durch Nachahmung ihrer Tugend der Kleinheit, findet in diesem Buche viel Anregung und Ermunterung.

Das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz
unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut. 96 Seiten, 27 Bilder; Preis: RM. 2.—

Das Buch tritt für die Echtheit der in Turin aufbewahrten Reliquie (das hl. Leichentuch) ein. Der Verfasser glaubt auf Grund der wissenschaftlichen Prüfung, diese Schlußfolgerung ziehen zu müssen.

Gibt's auch heute noch Teufel?

5. Auflage; 41. — 50. Tausend. Preis: 60 Pfennig.

Authentischer Bericht über zwei Teufelsbeschwörungen aus jüngster Zeit.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)

Keine Arbeitslosigkeit!

gibt es im Dienste der Mission.

Jünglinge und Jungmänner

von einwandfreiem, sittlichem Lebenswandel,

welche sich

werktätig im Dienste der Mission

Gott weihen wollen

finden Aufnahme im Postulat der Mariannhiller Missionare in St. Joseph, Reimlingen, bayr. Schwaben. Anfragen richten sie an

H. P. Direktor des Missionsseminars in Reimlingen, bayr. Schwaben

Primaner an die Front!

Ideal gesinnte, hochherzige Jünglinge, welche als Missionspriester in der Mariannhiller Genossenschaft Gott ihre Kräfte weihen, finden ihren Platz im Noviziatshause der Mariannhiller in St. Paul, bei Walbeck, Holland. Nach einjährigem Noviziatsjahr absolvieren sie die höheren Studien an der Universität zu Würzburg und wohnen im neuen der Mission gehörigen Pius-Seminar. Auskunft erteilt gerne

H. P. Direktor des Missionsseminars St. Joseph, Reimlingen, Bayern